

aufbruch

UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Herz-und-Hand-Gespräch

Warum Pfarrerin Ella de Groot
keine atheistische Seelsorgerin ist

Teaser Oberzeile

Teaser Unterzeile

Fairer Handel

Warum gängige Gütesiegel auf
dem Holzweg wandeln

Für eine Kultur der Freiheit

Wider
den Virus
autoritärer



Liebe Leserin, lieber Leser,



Editorialtext tkjsd feuh aksjdhfeiluhf askljdfiuuah fl-
sadjhfa

Ich wünsche Ihnen eine inspirierende Lektüre.



Reformgruppen. Notfalls auch ohne den Segen der Bischöfe ermutigt ein mutiger und zugleich besorgter Aufruf reformorientierte Gruppierungen, konsequent ihren Weg für eine zukunftsfähige Kirche zu gehen. **Seite 6**

Schweiz

- Leserreise nach Kleinasien** 4
Auf den Spuren religiöser und zivilisatorischer Aufbruch in Anatolien
- Aufgefallen** 5
Islamischer Feminismus wirft neues Licht auf alte Suren
- Notfalls ohne Segen des Bischofs** 6
Ein ermutigender Aufruf klopft kirchliche Reformgruppen aus dem Busch. Hermann Häring: «Es wird sich viel verändern».
Erwin Koller über die Desinfektion vom Virus autoritärer Macht 8
- Flüchtlinge in Gastfamilien** 10
Zwei Welten unter einem Dach
- Hand-und-Herz-Gespräch** 14
Dasein und «Leere» aushalten ist für Pfarrerin Ella de Groot wesentlich
- Pro und Contra** 16
Bringt die Mikrosteuer-Initiative eine gerechtere Besteuerung
- Porträt** 57
Marc Chesney, kritischer Finanzprofessor
- Fairer Handel** 58
Warum gängige Labels kein höheres Einkommen für Kakaobauern garantieren

Wolf Südbeck-Baur

Wolf Südbeck-Baur
Redaktor

Eintauchen in unterschiedliche Zivilisationen und Religionen Kleinasiens

aufbruch-Kulturreise nach Kleinasien/
 Westtürkei, 28. September bis 9. Oktober 2020
 mit Dr. theol. Toni Bernet-Strahm



»Lasst uns nicht allein!«

Im Tagesanzeiger vom 29. Mai 2017 rief der türkische Literaturnobelpreisträger Orhan Pamuk die Europäer auf: »Lasst uns nicht allein!« Er hält es für falsch, aufgrund der aktuellen politischen Tendenzen die Türkei, ihre Kultur und deren kritischen Geister allein zu lassen.

Auch für uns Europäer ist es wichtig, nicht zu vergessen, dass wesentliche Wurzeln unserer abendländischen Zivilisation und Kultur in der Türkei, in Kleinasien und Anatolien, entstanden sind. Von den Städten an der Westküste Kleinasiens aus hat zum Beispiel das Homerische Epos sich das übrige Griechenland erobert. Dort ist Philosophie als eigenständiges Fragen und Denken entstanden, denn Thales von Milet und die anderen sogenannten Vorsokratiker reflektierten schon damals über die elementaren Grundlagen der Natur. Noch früher, schon seit der Jungsteinzeit, wurden in Anatolien erste zivilisatorische Fortschritte gemacht und Städte gebaut, als es Europa noch nicht gab.

Auch das Christentum verbreitete sich von Palästina aus zuerst in verschiedenen Städten der Türkei, und nicht zu vergessen: Paulus, der erste Theologe, war ein »Türke«. Die *aufbruch*-Leserreise, die sich vornimmt, in antike Zivilisationen und Religionen einzutauchen, ist also gleichzeitig ein interkultureller bzw. interreligiöser Dialog. Und der Vorteil der Gruppe: Jede und jeder kann seine bisherigen Kompetenzen einbringen und miteinander erweitern. Ich freue mich, Sie dabei auf dieser Reise begleiten und mit einigen Impulsen zum Nachdenken und Austauschen motivieren zu können. Dr. Toni Bernet-Strahm

Leistungen: Direktflug nach Izmir mit Sunexpress, Rückflug mit Turkish Airlines via Istanbul – Betreuung an den Flughäfen in Zürich und in der Türkei – CO₂-Kompensation Ihrer Flüge – Rundfahrt mit eigenem Bus gemäss Programm – Unterkunft in DZ mit Bad/WC in guten Mittelklasse-Hotels, Halbpension – alle Eintrittsgebühren, Taxen, Steuern – Reiseführung durch Kenan Canak, deutsch sprechender örtlicher Reiseleiter – Begleitung, Vorträge und Workshops mit Dr. Toni Bernet-Strahm – Reisedokumentation – Trinkgelder für das Hotelpersonal

Kosten: Bei mindestens 15 Teilnehmenden: pro Person Fr. 2420 im DZ, bei mindestens 22 Teilnehmenden: 2290, EZ-Zuschlag: Fr. 345
aufbruch-Abonnent*innen erhalten einen Preisnachlass von Fr. 100

Anmeldung an: Dr. Toni Bernet-Strahm, Klosterstrasse 11, 6003 Luzern, Telefon 041 240 76 56, bernet.strahm@bluewin.ch. Anmeldeschluss: 15. August 2020. Bei der definitiven Anmeldung wird eine Anzahlung von Fr. 700 pro Person fällig.

Reiseveranstalter: terra sancta tours ag, Ludwig Spirig-Huber, Burgunderstr. 19, Bern, Tel. 031 991 76 89, info@terra-sancta-tours.ch, www.terra-sancta-tours.ch. Infoveranstaltung mit Dr. Toni Bernet-Strahm, Samstag, 29. August 2020, 15–17 Uhr in Luzern.

Montag, 28. September bis Freitag, 9. Oktober 2020

1. Tag: Zürich – Izmir

Treffpunkt am Morgen im Flughafen Zürich, Abflug nach Izmir. Je nach Zeit besichtigen wir einige Höhepunkte der Stadt, wie die Hisar-Moschee oder die St. Polykarp-Kirche. Gemeinsames Abendessen.

2. Tag: Izmir – Sardes – Kusadasi

Wir fahren durch eine wunderschöne Landschaft nach Sardes (eine der 7 kleinasiatischen Gemeinden, an die in Apk 3, 1-6 ein Sendschreiben verfasst wurde). Dort schauen wir uns den Artemistempel, eine kleine byzantinische Kirche und die Synagoge an. Am späteren Nachmittag fahren wir zurück an die Küste, wo wir für die nächsten drei Nächte unser Hotel am Meer beziehen. Impuls unterwegs: Apokalyptische Literatur und die 7 Sendschreiben der Offenbarung des Johannes.

3. Tag: Kusadasi – Milet – Priene – Dydima – Kusadeasi

Fahrt zur antiken Stadt Priene (fantastische Lage, kleines Theater und Säulen eines Athena-Tempels), danach weiter nach Milet, damals die grösste der ionischen Städte (Antikes Theater, das 25 000 Menschen fasste, Skulpturen). In Dydima, einst die bedeutendste Orakelstätte nach Delphi, begegnen wir einem Apollotempel und dem Haupt der Medusa höchst persönlich. Nach unserer Rückkehr nach Kusadasi besteht die Möglichkeit, zu einem kleinen Bummel dem Meer entlang oder einem Bad im Meer. Eine zweite Nacht verbringen wir in Kusadasi. Impuls unterwegs: Thales von Milet und der Beginn der rationalen Erklärung der Welt.

4. Tag: Kusadasi – Ephesus – Selcuk – Kusadasi

Heute besuchen wir das antike Ephesus! Das riesige Theater, der Hadrianstempel, die Celsus Bibliothek, die Marienbasilika, in der Kirchengeschichte geschrieben wurde, sind ein absoluter Höhepunkt der Reise. Nachmittags fahren wir ins benachbarte Selcuk, wo wir zum einen einen Blick auf eines der antiken Weltwunder, den Artemistempel, werfen können, auch das Archäologische Museum und die Johannes-

basilika sind sehenswert. Fahrt zurück in unser Hotel am Meer in Kusadasi. Impuls unterwegs: Wie Ephesus das Christentum prägte (Paulus, Paulusschüler und ein wegweisendes Konzil).

5. Tag: Kusadasi – Määndertal – Hierapolis – Pamukkale

Wir verlassen die türkische Ägäis-Küste und fahren durch das Tal des Grossen Määnders (es wird deutlich, woher unser Wort »mäandern« stammt) Richtung Aphrodisias und Hierapolis, wiederum zwei alte Städte, die in griechischer Zeit grosse Bedeutung hatten. Unser heutiges Abendessen und die nächsten beiden Übernachtungen finden in Pamukkale statt, dessen Reiz sich dann am kommenden Tag voll entfalten wird. Impuls unterwegs: Die Funktion der Religion im Hellenismus

6. Tag: Pamukkale – Laodicea – Pamukkale

Ein eher ruhiger Tag in Laodicea, einst eine der grössten antiken Städte nach Ephesus in Anatolien. Mit einem Besuch in einer Teppichweberei machen wir Bekanntschaft mit einem traditionellen türkischen Handwerk, das in heutiger Zeit erneut grosse (auch gerade gesellschaftspolitische) Bedeutung erhalten hat. Pamukkale und sein Naturwunder lädt uns ein, ein Bad in den warmen Thermen zu nehmen. Abendessen und Übernachtung in Pamukkale, dem »Baumwollschloss«.

7. Tag: Pamukkale – Sagalassos – Catalhöyük – Konya

Sagalassos wurde in hellenistischer Zeit gegründet und nach einem Erdbeben im 7. Jahrhundert aufgegeben. Offenbar blieb die Ruinenstadt danach unberührt und fast ungeplündert erhalten, obwohl Säulen-, Gebäudefragmente eine ausgedehnte, sehr wohlhabende antike Stadt signalisieren. Weiter geht's zum »Gabelhügel«, türkisch: Catalhöyük, dem »Paris der Steinzeit«. Die Blütezeit der Siedlung dort wurde um 7000 v. Chr. datiert – eine der wohl ältesten Siedlungen der Menschheit. Weiterfahrt nach Konya. Impuls unterwegs: Catal-



FOTO: BERNETSTRAHM

Die Sehnsucht des Korans

Medina Memedi erhielt für ihre Maturarbeit »Islamischer Feminismus. Durchbrechung der patriarchalischen Denkweise« den Zürcher Theologiepreis

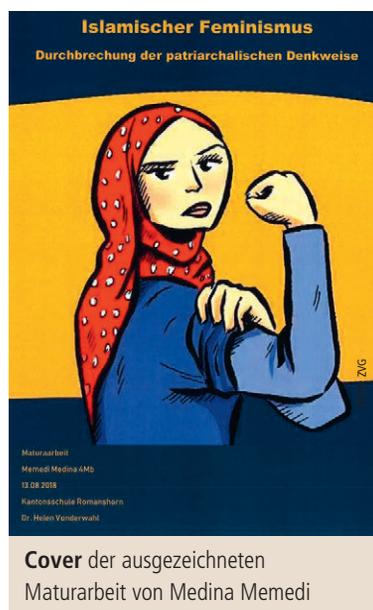
Von Mirjam Läubli

Die junge Ostschweizerin Medina Memedi hatte sich für ihre Maturarbeit ein ehrgeiziges Ziel gesetzt: Sie wollte nicht weniger als »den Islam neu denken«, und zwar aus einer feministischen Perspektive. Dafür setzte sie sich reflektiert und leidenschaftlich mit ihrer eigenen Religionstradition auseinander, um ihre eigentliche These zu erläutern und zu belegen: Der Islam und der Feminismus haben, so Memedi, schlussendlich ein und dasselbe Ziel, nämlich gleiche

Rechte für Mann und Frau. Dieses Verständnis vom Islam ist dem in der Schweiz landläufigen Verstehen diametral entgegengesetzt, wird doch die islamische Kultur im westeuropäischen Kontext zumeist als frauenfeindlich wahrgenommen. Zu Unrecht, findet Memedi, und bedient sich der historisch-kritischen Methode, um der traditionellen patriarchalischen Exegese des Korans eine »Befreiungslektüre« entgegenzusetzen. Sie erläutert, dass die poetische, oft unklare Sprache des Korans die Tatsache begünstigte, dass exegetische Texte sowie die Hadithe oft eine grössere Wirkmächtigkeit entfalteten als der Koran selbst, und dass sich patriarchale Machtstrukturen durch diese »Sekundärliteratur« absolute Deutungshoheit über den Koran verliehen.

Überaus respektvoller Umgang

Memedi verweist im Gegenzug darauf, wie der Koran den Umgang des Propheten mit den Frauen in seinem Umfeld als überaus respektvoll beschreibt, und sie zitiert Suren, in denen Mann und Frau als gleichwertig angesprochen werden: »Und die Gläubigen, Männer und Frauen, sind einer des anderen Freund; sie gebieten das Rechte und verbieten das Unrechte.« Gleichwertigkeit ist laut Memedi zu verstehen als Gleichheit, die



Cover der ausgezeichneten Maturarbeit von Medina Memedi

nicht per se identische Rechte und Pflichten zur Folge hat; die nicht-gleiche Behandlung der Geschlechter muss also keine Ungerechtigkeit darstellen, wenn man den historischen Kontext mitbedenkt und dabei feststellt, dass im Koran gerade der Schutz der Frauen vor Ausbeutung ein wichtiges Anliegen ist. So sind die Aussagen des Korans, führt Memedi aus, hinsichtlich Scheidungsrecht für Frauen geradezu revolutionär.

Dem von Aussenstehenden oft als problematisch empfundenen Status des

weiblichen Körpers in der islamischen Tradition setzt Memedi subtile Lesarten von Koransuren entgegen. Einerseits verweist die Maturandin auf die Suren, die von Reinheit und von der Verhüllung sprechen, andererseits rückt sie die Komplexität dieser Thematik ins Bewusstsein. So zeigt sie auf, wie der Koran zwischen öffentlichem und privatem Körper, zwischen Reinheit als Tugend – diese wird von beiden Geschlechtern gefordert – und sexueller Identität unterscheidet.

Memedis souveräner Umgang mit dem Text sowie ihr eigenständiges Denken und kluges Argumentieren beeindrucken und begeistern. Sie eröffnet der Leser*in spannende Interpretationsräume und hält damit zugleich der christlich geprägten Kultur, in deren Kontext sie ihre Arbeit stellt, den Spiegel vor.

Die Auszeichnung ihrer Arbeit durch den Theologiepreis ist mehr als verdient. Besonders bewegend ist die Auseinandersetzung der Autorin mit ihrer eigenen Religiosität, bei der sie auch ambivalenten Überlegungen Raum gibt. »Mein Ziel ist es nicht, aus einem patriarchalischen Text einen matriarchalischen Text zu machen, sondern dem Text diese liberale Stimme zu geben, wonach er sich immer geseht hat.« Das ist ihr gelungen. ◆

Link zur Maturarbeit: www.theologiestudium.ch/Ausgezeichnete-Arbeiten/Maturarbeit-Memedi-Islamischer-Feminismus.pdf

höyük, Zeugnis einer Mutterreligion in der Jungsteinzeit.

8. Tag: Konya

Konya ist die Heimat des Sufismus, einer islamisch-spirituellen Bewegung, deren hervorragendster Vertreter Rumi (1207-1273) ist. Seine Gedichte sind sehr beeindruckend. Wir werden vermutlich Gelegenheit haben, mit einer Nachfahrin dieses wichtigen Mystikers ins Gespräch zu kommen. Besuch des Sufi-Museum »Mevlana« sowie Rumis Mausoleum. Danach Zeit zur freien Verfügung. Nachtessen und Übernachtung in Konya.

9. Tag: Konya – Ankara

Fahrt durch die anatolische Hochebene nach Ankara. Abendessen im Hotel.

10. Tag: Ankara – Hattusa – Yazılıkaya – Ankara

Yazılıkaya (»beschriebener Fels«) ist ein ehemaliges hethitisches Heiligtum. Dort sind auf Reliefs zwei Prozessionen von männlichen und weiblichen Mitgliedern des hethitischen Pantheons zu sehen. Vor den beiden Kammern lagen tempelartige Gebäude, von denen die Grundmauern erhalten sind. Zusammen mit der benachbarten Stadt Hattusa gehört Yazılıkaya zum UNESCO-Welterbe. Nachtessen und Übernachtung in Ankara. Impuls unterwegs: Einblicke in die hethitische Religion und Mythologie.

11. Tag: Ankara

Das Museum für anatolische Zivilisation gehört zu den eindrücklichsten Museen der Welt. Wir werden dort z.B. der Venus von Catalhöyük oder dem ersten bekannten schriftlich festgehaltenen Friedensvertrag der Geschichte begegnen. Besuch weiterer Sehenswürdigkeiten der Stadt.

12. Tag: Rückflug Ankara – Zürich

Am Vormittag bleibt sicher noch Zeit für einen Einkauf oder eine kurze Besichtigung in Ankara, bevor es dann nach dem Mittag zum Flughafen hinausgeht. Rückflug nach Zürich, wo wir im Verlaufe des Abends eintreffen.

»Es wird sich viel verändern«

In der katholischen Kirche rumort es rustikal. Theologe Hermann Häring stärkt mit dem Aufruf zur Eigenverantwortung der Gemeinden reformorientierte Gruppierungen, konsequent ihren eigenen Weg zu gehen. Auch ohne Segen der Bischöfe



Von Wolf Südbeck-Baur

aufbruch: *Hermann Häring, kürzlich ist in der Schweiz mit Martin Kopp der Urner Generalvikar vom Churer Bischof kaltschnäuzig vor die Tür gesetzt worden. Inzwischen sind Wut, Empörung und Proteste abgeebbt. Sie sagen, die Kirche sei vom Virus einer autoritären Machtideologie infiziert. Wie manifestieren sich diese klerikalen Machtansprüche?*

Hermann Häring: Unsere Idee von Glauben ist völlig durchsetzt von der Idee eines Glaubensgehorsams. Man hat bestimmte Glaubenssätze und eine bestimmte Kirchenstruktur, in die sich die meisten ein-

fach einordnen. Ich denke aber, dass dies nicht das ursprünglich jesuanische Konzept ist. Deshalb beziehe ich mich in diesem Aufruf zur Eigenverantwortung auf das 4. Jahrhundert, in dem die grossen Weichen gestellt wurden. Christenheit und Kirche wurden damals zur Staats- und Volkskirche und damit zu einer Machtinstitution.

Wie fand diese institutionelle Veränderung der Rahmenbedingungen Eingang in die kirchliche Lehre?

Im Konzil von Nicäa 325 wurden die grundlegenden Aussagen und Setzungen der Glaubenslehre zu Jesus

Christus definiert. Seither kann man an jedem einzelnen Wort abchecken und kontrollieren, ob der andere an diese Setzungen glaubt oder nicht. Deshalb konnten alle Glaubensfragen über Jahrhunderte in das Schema »Glaube und Häresie« gepresst werden. Zweitens wurde mit dem Konzil von Nicäa eine festgefügte Ämterstruktur in der Kirche durchgesetzt, in der Kirchlichkeit mit Loyalität gegenüber den Bischöfen identifiziert wird – bis heute. Mich wundert, dass die Christenheit heute noch akzeptiert, dass in unseren Breiten Bischöfe im Purpur herumlaufen, ausgestattet mit Wappen und Thronen in ihren Kathedralen. Das hat mit Geschwisterlichkeit des Glaubens nichts zu tun.

Vor dem Hintergrund kommt der Aufruf zur Eigenverantwortung der Gemeinden und gegen eine »unchristliche Machtförmigkeit« wie gerufen. Der Appell fordert die Pfarreien auf, sich zum entschiedenen Handeln selbst zu ermächtigen, wie Sie sagen, also ohne die Zustimmung, ohne den Segen der Kirchenleitungen, der Bischöfe, des Papstes, »bis ihre Funktionen im Geiste Jesu neu mit uns ausgehandelt sind«. Wie kann solch entschiedenes Handeln aussehen?

In einer ersten Phase drückt sich entschiedenes Handeln noch nicht in Aktivitäten aus. In einem Bewusstwerdungsprozess müssen wir uns zunächst entschiedener als bisher klar machen, dass wir uns alle in ein Gehorsams- und Untertanenschema einordnen liessen. Daran ändern all die Proteste von der Kirchenbasis und den Reformbewegungen nichts. Bisher haben wir es nicht zustande gebracht, dass wir mit den Bischöfen in grosser Selbstverständlichkeit und auf gleicher Augenhöhe ins Gespräch kommen.

Hermann Häring, geb. 1937, war bis 2005 Theologieprofessor in Nijmegen. Der Tübinger ist eng verbunden mit dem von Hans Küng initiierten Projekt Weltethos und der Herbert Haag Stiftung

Aufruf zur Eigenverantwortung der Gemeinden

Die erfrischend selbstbewussten Impulse zur Eigenverantwortung der Pfarreien aus der Feder des Tübinger Theologen und Küng-Schülers Hermann Häring unterscheiden sich grundlegend von ähnlichen früheren Reform-Appellen: sie nehmen die Definitionsmacht für das, was das Christliche ausmacht, selbst in die Hand und ermutigen die Gemeinden zu entschiedenem Handeln. Der *aufbruch* dokumentiert wichtige Punkte, der gesamte Aufruf ist auf herberthaag-stiftung.ch zu finden. (Red.)

1. Es rumort in der römisch-katholischen Kirche. Sie hat sich in einen irreparablen Umbruch mit schweren Verlusten manövriert, die die Krise der Reformation weit übersteigen. (...)

2. Die Gründe für die Krise sind vielfältig, doch alle konzentrieren sich in einem Schlüsselproblem: diese Kirche hat sich zu einem kolossalen Machtapparat entwickelt. Belehrung und Unterwürfigkeit, Befehl und Gehorsam sind zu ihren wichtigsten Kennzeichen geworden. Jetzt, da nach 35 Jahren die jüngsten Reformimpulse des 2. Vatikanischen Konzils aufgebraucht sind, bleibt uns nur noch ein Weg des rettenden Neubeginns: Die Kirchengemeinden müssen sich zu einem *entschiedenen Handeln ermächtigen und Eigenverantwortung übernehmen*. Wir wollen nicht die Kathedralen und Bischofspaläste stürmen, doch wir erkennen die aktuellen Kirchenleitungen nicht mehr an, bis ihre

Funktionen im Geiste Jesu neu mit uns ausgehandelt sind. Wir wollen in ihnen nicht die Stimme der Mietlinge, sondern die Stimme des Guten Hirten hören. (...)

6. Ein Programm zur Selbstautorisierung der Gemeinden dient keiner simplen Machtkonkurrenz. Es hat nur Sinn, wenn es die angedeuteten Fehlentwicklungen im angezielten Erneuerungsprozess überwindet; eine reine Machtübernahme würde die alten Missstände bloss reproduzieren. Es handelt sich um einen *lebenspraktischen, theologischen und spirituellen Erneuerungsprozess*, der das gesamte Gemeindeleben betrifft. Genannt seien drei Aspekte: Neubeginn, Reform und Geschwisterlichkeit. (...)

*Unter dem Titel »Wir haben es satt!« engagierte sich letztes Jahr eine Gruppe von Theolog*innen um Jacqueline Keune und Monika Hungerbühler für eine andere, nicht-klerikale Kirche umfassender Gleichwertigkeit. Das Gespräch mit dem Basler Bischof verlief ergebnislos im Sand...*

...deshalb müssen wir davon ausgehen, dass für uns nicht die Ergebnisse solcher Gespräche wichtig sind. Sie führen bestenfalls zu einer Art repressiver Toleranz. Solange wir mit Kirchenleitungen nur reden und auf neue Beschlüsse warten, begeben wir uns in immer neue Abhängigkeiten. Vielmehr müssen wir den Bischöfen sagen, dass dies unsere sehr wohl überlegten Positionen sind, die seit Jahrzehnten theologisch gut durchdacht und begründet sind. Wir müssen den Bischöfen klar sagen: Es hängt von euch ab, ob ihr diese Positionen akzeptiert oder nicht.

Sie verstehen Ihren Aufruf als Rettungsaktion, als Notruf, der einen Erneuerungsprozess anstossen will. Wie stellen Sie sich diesen Prozess vor?

Heute besteht für eine solche Aktion eine ausserordentlich günstige Situation: die Pfarreien brechen in Deutschland wie in der Schweiz mehr und mehr zusammen, sie bluten aus und verlieren zusehends an Einfluss. Ihre gesellschaftliche Relevanz ist niederschmetternd, es interessiert niemanden mehr, was die Bischöfe sagen. Die Pfarrgemeinden befinden sich in einer ausgeweglosen Lage. Der Kunstgriff der Pfarreizusammenlegung zu grossen Pastoralräumen ist nichts anderes als eine gross angelegte Zerstörungsaktion. An diesem Punkt müssen sich die Pfarrgemeinden selber helfen. Dabei werden sie entdecken, dass sie sich nicht selbst helfen können, indem sie die Bischöfe zu Hilfe rufen, sondern ihren eigenen Weg gehen müssen.

Wenn Gemeinden ihre Leitung in eigener Regie ohne die Mitwirkung der Bistumsleitung wählen und einsetzen, besteht die Gefahr einer neuen Kirchenspaltung. Wie schätzen Sie diese Gefahr ein?

Die Gefahr besteht. Deshalb ist es umso wichtiger, dass die Gemeinden darauf bestehen, dass nicht sie eine Kir-

chenspaltung in die Wege leiten, sondern die Kirchenleitungen. Dies, weil die Positionen der Gemeinden auf urchristlichen Grundsätzen beruhen. Zweiter Punkt: Ich fände es falsch, wenn irgendwelche Gemeinden jetzt eigene Bischöfe wählen würden, weil sie die Bischöfe nicht mehr anerkennen. Ich plädiere aber dafür, dass solche reformorientierten Gemeinden, Gemeinschaften

» Solange nicht klar wird, dass wir in signifikanter Weise mitwirken konnten, kann ein neuer Bischof zum Beispiel in Chur nicht erwarten, dass wir ihn als Autorität anerkennen

Hermann Häring

und Gruppierungen ihre Stimme erheben, wenn neue Bischofswahlen wie jetzt etwa im Bistum Chur anstehen. Sie werden unterstreichen: Solange nicht klar wird, dass wir nicht in fairer und signifikanter Weise mitwirken konnten, kann dieser neue Bischof nicht erwarten, dass wir ihn als Autorität anerkennen.

Bisher sind Bemühungen wie die von der reformorientierten Allianz »Es reicht!« ungehört verhallt. Ein wünschenswertes Profil eines neuen Churer Bischofs zum Beispiel liegt doch längst vor...

Richtig, das ist sehr enttäuschend. Uns ist klar, dass wir mit diesem neuen Aufruf nicht die traditionellen Konflikte aus dem Weg schaffen können. Es ist aber ein Unterschied, ob wir uns kolossal darüber ärgern, dass wir keinen vertrauenswürdigen Bischof haben, oder ob wir sagen, er hat seine Autorität ohnehin verspielt, wir haben aber unsere Gemeindeleitungen, die den Kirchenleitungen deutlich machen, dass ihr Versagen ihr eigenes Problem ist. Grosse Gelassenheit ist

14. Auf den dritten und entscheidenden Blick ruft dieser Appell zur inneren Korrektur kirchlicher Beziehungen und Strukturen auf. Sie sollen das Leitprinzip überlegener Macht durch den Geist der Geschwisterlichkeit und die dominierende Tendenz zur Selbsterhaltung durch Solidarität mit einer orientierungsarmen Gesellschaft ersetzen. Dabei entreissen die Gemeinden den Kirchenleitungen keine Verfügungsmacht zum eigenen Vorteil, vielmehr ist die autoritäre Machtqualität der Hierarchie durch ein sachgemässes und konsequentes Zusammenwirken abzulösen, das sich an offener Kommunikation, an Einverständnis und an der Nächstenliebe orientiert. (...)

21. Jede Gemeinde, der an der Zukunft des Christentums liegt, hat die Verantwortung, das Recht und die Autorität, ihre *Grundfunktionen* im Sinne der christlichen Botschaft auszuüben: in Weitergabe des Glaubens, in Diakonie, Gottesdienst und Selbstverwaltung. Die Gemeinde muss darauf bestehen, dass ihr im Sinne ihrer ureigenen Autorität die ihr zustehenden Kompetenzen eingeräumt werden. (...)

24. Kein Erneuerungsprozess beginnt am Nullpunkt. Der Aufruf zu eigenverantwortlichen Gemeinden soll zu keiner neuen Organisation führen, sondern die vielen reformorientierten Gemeinden, Gemeinschaften und Gruppierungen dazu anregen, ihre Reformgedanken und Reformziele kri-

tisch zu schärfen und sich im Sinne dieses Appells gezielter zu vernetzen. (...)

32. Genau genommen ist das Modell von Gemeinden in selbständiger Autorität nicht neu. Ansatzweise gibt es sie in vielen, ausgeprägt vor allem in deutschsprachigen Ländern. Angesichts des aktuellen Zusammenbruchs der klassischen Seelsorge in ungezählten Bistümern führen neue, eigenverantwortlich katholische Gemeinden, oft auch ökumenisch ausgerichtet, nicht zum Niedergang der katholischen Kirche, sondern zum Aufblühen einer neuen Kirchengestalt, die zu einer neuen Gegenwart der christlichen Botschaft und Lebenspraxis in unserer Gesellschaft führt.

Hermann Häring

in solchen Situationen ein guter Ratgeber. Wenn jemand sagt, euer Bischof hat dies und jenes entschieden, würde ich die Gegenfrage stellen: Wer ist unser Bischof?

Dafür braucht es viel Mut und Standfestigkeit...

Wir wollen keine grosse Revolution anzetteln, jedoch nehmen wir mit enormer Enttäuschung wahr, dass der Zustand der Kirche keine Zukunft hat. Aber wir verpulvern nicht unsere Energie, indem wir uns weiterhin an einem aussichtslosen Kirchenprotest abarbeiten. Ich bin überzeugt, dass reformorientierte Gemeinden und Gruppen den längeren Atem haben.

Welche Rolle spielen reformorientierte Pioniergemeinden in dem Erneuerungsprozess?

Pioniergemeinden sind die, die voran gehen wollen, eher in Grossstädten verwurzelt sind und sich dort in Netzwerken einbringen. Sie haben idealerweise die Fähigkeiten, um neue Formen der Aktion, der Solidarität und des miteinander Feierns zu entwickeln. Sehr wichtig ist mir ein weiterer Typus, den ich die Gemeinden der Zerstreuung nenne. Das sind diejenigen, die mit Enttäuschung und Trauer nach innen oder aussen emigriert sind und keinen Ort mehr in der traditionellen Kirche haben. Ihnen will der Appell sagen, wir können uns zusammenschliessen und Gemeinde bilden, selbstverständlich auch ökumenisch. Es beeinträchtigt ihre christliche Bedeutung in keiner Weise, wenn daneben eine offizielle Pfarrei behauptet, sie seien die wahren Verteidiger des Glaubens. Mir ist wichtig, das neue Bewusstsein zu un-

terstreichen, dass auch diese neuen Gruppierungen vollgültige Kirchgemeinden sind – egal, ob sie vorher in einer grossen Gemeinde integriert waren oder nicht. Sie können alle mit demselben Anspruch auftreten, dass der Geist Gottes bei ihnen zuhause ist.

Zentral bei diesem Appell ist der Aufruf zur Geschwisterlichkeit. Es geht um eine innere Korrektur kirchlicher Beziehungen und Strukturen. Wie soll diese Korrektur konkret aussehen?

Ich denke, dass man Strukturen wieder neu von unten wachsen lassen soll. In einer Gemeinschaft ist der eine für dies, die andere für das zuständig. Es entsteht eine Vielfalt von Vorschlägen und Handlungsformen, aus denen heraus sich eine neue, komplexer werdende Gemeinschaft entwickeln kann. Es entsteht ein Geflecht von Rollen entsprechend den Begabungen der Mitglieder. Damit solche Gemeinden überleben, ist es nötig, das Gemeindeleben zu strukturieren. In den



FOTOS: ERWIN KOLLER

Desinfektion vom Virus autoritärer Macht

Für eine Kultur von Freiheit und Eigenverantwortung in den Kirchen

Es sind sonderbare Umstände, unter denen ich mit 80 Jahren vom Präsidium der *Herbert Haag Stiftung für Freiheit in der Kirche* zurücktrete. Gerade haben Regierungen in aller Welt den Menschen das verordnet, was Religionen seit Jahrtausenden als Ideal empfehlen: Abstand wahren, Unreines abwaschen, in Klausur gehen, solidarische Hingabe praktizieren. Die Klosterkirche von Einsiedeln macht es derzeit sinnfälliger: Das Desinfektionsmittel vor der Glastüre, das Weihwasser kurz danach, unter dem Corona-Regime beide mit demselben Sprühgerät verabreicht. So nahe stehen sich in Zeiten der Ansteckung das Säkulare und das Sakrale. Ist Religion auf einmal modern? Oder greift eine überforderte Zeit auf ar-

chaische Muster zurück? Vermutlich versagen Kategorien von »alt« und »modern«, wo sich sozusagen medizinischer Zauber und rituelle Magie nahekommen. Hintergründig stellen kritische Zeitgenossen an beide die Frage: Gehört zu den Dingen, die desinfiziert werden sollen, auch das Virus der Freiheit? – Nein! rufen alle im Chor, die Autoritären am lautesten: Das ist zu eurem Schutz, es gilt nur für kurze Zeit!

Von der »kurzen Zeit« spricht auch die Bibel, wenn es um Enthüllung und Aufklärung über das Zeitenende geht. Das Wort ist jedoch zur bequemen Ausrede aller Vertreter geworden: auf bald, auf den nächsten Papst, auf dass Rom ein Einsehen habe, oder – was meist dasselbe ist – auf das Jenseits.

Nach zwei Jahrtausenden ist freilich eine Generation herangewachsen, die nicht willens ist, weiterhin auf die Freiheit des Christenmenschen zu warten und Appelle und Bittschriften zu verfassen, die dann doch in den Wind geschlagen werden. Christen wissen heute, dass ihr Geheimnis sich nicht in Dogmen und Verbote einkerkeren lässt. Nicht der Gehorsam, sondern die eigene Verantwortung steht auf dem Prüfstand. Christus-Nachfolgerinnen sehen wie das Kind in Andersens Märchen: »Der Kaiser ist nackt!« und erkennen wie die frühen Christen: »Ihr braucht euch von niemandem belehren zu lassen!« (1 Joh 2,27).

Auf dieses Gären – explosiver noch als die Reformation – weist Hermann Häring

Kirchgemeinden ist das Prinzip der apostolischen Vollmacht, der Delegation von oben, zu durchbrechen und damit die Fiktion, dass wir nur mit dem Segen der Kleriker-Autoritäten sakramental gültige Handlungen vollziehen könnten. Geschwisterlichkeit und Brüderlichkeit heisst daher zunächst: nichts ohne gegenseitige Absprache zu tun, sondern im Wissen, dass alle einverstanden sind. Wie die französische Revolution auf der »Brüderlichkeit« beruht, brauchen wir eine empathische, solidarische Verbundenheit, die Tragboden al-

»Kein Mensch hat das Recht zu gehorchen

Hannah Arendt

ler Strukturen ist, die einer christlichen Gemeinde zugrunde liegen.

Sie sprechen von »Wir«. Können Sie das konkretisieren?

Ich kenne viele in meinem Umfeld, die enttäuscht und verärgert aus der Kirche ausgetreten sind, aber dann ihre eigenen Kreise aufgebaut haben. Sie treffen sich etwa alle vier Wochen zu einem Bibelkreis und teilen miteinander Brot und Wein. Das tun sie sozusagen wortlos, um nicht in religiöse Konflikte zu kommen. Mir ist sehr daran gelegen, solchen Menschen zu sagen, es ist völlig in Ordnung, was ihr tut. In den Gemeinden der ersten Jahrhunderte war das auch nicht anders. Wenn Paulus auf Reisen war, sassen die Christen damals auch nicht da und klagten, oh weh, wir haben keinen Bischof mehr. Wir müssen mit der Selbstzensur, die wir in uns tragen, radikal aufhören. Ich gehe davon aus, dass viele reformorientierte Gruppen in der Schweiz, in Österreich und Deutschland im Sinne des Aufrufs aktiv werden, indem sie ihre bestehenden Reformaktivitäten fortsetzen und auf eine erneuerte Basis stellen. Ich denke, dass sich viel verändern wird, weil viele neue Gruppierungen entstehen werden, die sich jetzt als Gemeinden im Vollsinn des Wortes verstehen können und sich vor niemandem für ihre Existenz rechtfertigen müssen. ◆



Klosterkirche Einsiedeln. Sakrales Weihwasser Hand in Hand mit säkularem Desinfektionsmittel – medizinischer Zauber und rituelle Magie im Gleichschritt

in aller Schärfe hin. Es freut mich, dass er die Überlegungen, um die wir ihn zur Preisverleihung 2020 gebeten hatten, für einen breiteren Kreis niedergeschrieben hat (vgl. www.herberthaag-stiftung.ch). Er ruft auf zur Eigenverantwortung des Gottesvolkes und greift ein vorkonziliäres Wort von Hans Urs von Balthasar auf: »Schleifung der Bastionen« (1952). Es geht – um im Bild zu bleiben – um die Desinfektion vom klerikalen Virus autoritärer Macht. Der Zusammenbruch kirchlicher Autorität könnte brutaler nicht sein. Was kritische Aufklärer im Zeichen der Freiheit nicht zu bewerkstelligen vermochten, haben Kirchenführer höchstselbst ans Ziel gebracht: den Verlust ihrer Würde und

Glaubhaftigkeit durch tausendfachen sexuellen Missbrauch und blamablen Umgang damit. Und durch die unverzeihliche Diskriminierung der Frauen.

Es gehört zur Dialektik der Religionen, dass sie wohl wissen: Es gibt kein Bekenntnis ohne Freiheit – und sich gleichzeitig vor nichts so ängstigen wie vor dieser Freiheit. Not tut darum eine Kultur der Freiheit, die den Kirchen und Religionen weiterhin fehlt. Hannah Arendts Devise »Kein Mensch hat das Recht zu gehorchen« ist ihnen ein Gräuel. Genau darum aber geht es verantworteter Freiheit. Diese Kultur zu entfalten heisst: Kirchenbürgerinnen verpflichten sich wie Staatsbürger auf ihre Verfassung, also auf die Bibel, aus-

gebaut in einem Grundgesetz, von dem Kirchen ihre Gebote ableiten. In diesem Rahmen bringen Christenmenschen ihre Charismen zur Geltung und nehmen Kirchenführungen ihre Aufgaben wahr, beide möglichst dezentral und in voller Eigenverantwortung. Und wo Konflikte aufkommen, gibt es unabhängige Gerichte. Gewaltenteilung, das lehrt die Verfassungsgeschichte, ist ein Garant der Freiheit. Und die Desinfektion vom Virus autoritärer Macht wird so zu jeder Zeit möglich.

Diese Kultur der Freiheit wird auch in Zukunft Vision und Handlungsmaxime unserer Stiftung bleiben.

Erwin Koller
Präsident der Herbert Haag Stiftung
für Freiheit in der Kirche

Zwei Welten unter einem Dach

Während die Schweiz zu Corona-Zeiten Flüchtende an der Grenze abweist, gibt es Menschen, die Flüchtlingen fürs Erste ein neues Zuhause bieten. Die Geschichte von zwei Gastfamilien, über viel Herzblut, Ängste und Courage



FOTO: DPA/ETTORE FERRARI

Von Cristina Steinle

Statt Gerhard W.s Wohnungstüre geht nur das Fenster auf dem Bildschirm auf. Auch für Interviews trifft man sich zurzeit besser virtuell. Allerdings helfen seine offene Art und das fröhliche Lachen direkt ins Thema einzusteigen: »Mein Gast Ali* ist vor rund dreieinhalb Jahren als UMA, als unbegleiteter Minderjähriger aus Afghanistan, in die Schweiz gekommen und lebt seit sechs Wochen bei uns.« Mit Erreichen der Volljährigkeit hatte Ali das Wohnheim verlassen müssen. Selbst möchte er am Gespräch nicht teilnehmen, er habe bereits einmal schlechte Erfahrungen mit einem

Medienbericht gemacht. Seine Geschichte erzählen wir deshalb anonym.

Jemandem eine Chance geben

Als Gerhard W.s Tochter auszog und sein Sohn zwei Auslandsaufenthalte plante, war für den Pädagogen klar, dass er den Wohnraum mit anderen Menschen teilen wollte: »Die Suche nach Mitbewohnern war für mich neu. Bald kam ich auf die Idee, jemandem ein Zimmer anzubieten, der oder die es auf dem Wohnungsmarkt nicht so einfach hat.« Gerhard W. stiess auf ein Inserat der

GGG, der *Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige*. Sie wurde mit der grossen Flüchtlingswelle 2015 von der Basler Regierung per Mandat für die Vermittlung und Begleitung von Gastfamilien und Flüchtlingen beauftragt. »Damals spürte die Regierung ein starkes Engagement innerhalb der Zivilbevölkerung, Geflüchtete privat aufnehmen zu wollen«, erklärt Barbara Rosslow, Leiterin des GGG-Gastfamilien-Projekts. »Zurzeit sind es siebzehn Flüchtlinge, die in der Region Basel in Gastfamilien oder WGs wohnen. Diese Zahl ist in den letzten Jahren stark zurückgegangen, da viel weniger

Flüchtende die Schweiz erreichen. Ausserdem ist die Bevölkerung etwas übersättigt von der Flüchtlingsthematik. Am Anfang ist man kaum nachgekommen, alle Gastfamilien zu prüfen. Heute ist es schwierig, geeignete zu finden.«

Es gibt keinen Wunschkatalog, nach dem Interessierte ihren Gast aussuchen können, doch die Vermittlungsstelle klärt in vielen Gesprächen die Bedürfnisse auf beiden Seiten ab. »Wir hatten Zeit, uns kennenzulernen, und werden von der GGG eng begleitet«, sagt Gerhard W. Denn für ein erfolgreiches Wohnverhältnis seien besonders die gegenseitige Sympathie sowie der Respekt zentral, bestätigt Barbara Rosslow. »Dass es manchmal zu Missverständnissen kommen kann, muss kein Drama sein. Humor hilft da meistens weiter. Auch darf nicht vergessen werden, dass die Geflüchteten Jugendliche sind: auf der Suche nach Unabhängigkeit und dem eigenen Selbst. Hier ist viel Offenheit auf beiden Seiten gefragt.«

Zu zweit im Homeoffice

In der Corona-Zeit leben Gerhard W.s Sohn und die dritte Mitbewohnerin, eine Kunststudentin aus Frankreich, bei ihren Müttern. Plötzlich nur noch zu zweit: Gerhard W. sieht sich darum nicht mehr nur in der Rolle des Gastgebers, Mitbewohners und Begleiters, sondern auch als Schicksalsgenosse: »Es kam anders als geplant. Aber es hat sich eine gute Eigendynamik entwickelt – wir sitzen zusammen in einem Boot.«

Am Anfang habe es noch nicht so geklappt mit der Begegnung auf Augenhöhe. »Ali wollte ganz genau wissen, welche Regeln es in unserem Haushalt gibt, damit er ja



Khalil: »Habe viele schlimme Dinge erlebt«

nichts falsch macht. Das war manchmal auch anstrengend, denn für mich war klar, dass wir diese zusammen erarbeiten.« Unterdessen bewege sich Ali zwar viel selbstverständlicher in seinem neuen Zuhause, doch gemeinsame Unternehmungen und Mahlzeiten sind selten: »Wir haben einfach einen völlig unterschiedlichen Rhythmus! Immer wieder treffen wir uns aber in der Wohnküche an, wo dann ganz beiläufig sehr schöne Gespräche über seine Heimat, die Flucht oder sein Leben hier entstehen.«

Hingegen beinahe wortlos verlief anfangs das gegenseitige Kennenlernen, das im Pfarrhaus der Petersgemeinde in Basel mit der grossen Flüchtlingswelle seinen Lauf nahm.

Es war der 21. Dezember 2015, als Sabine und Benedict Schubert den Anruf erhielten mit der Anfrage, ob sie ein afghanisches Brüderpaar, 13- und 15-jährig, bei sich aufnehmen könnten – ein Ausnahmefall. Dabei lag das Erstgespräch gerade erst fünf Tage zurück. Mit dem Schreiben der Weihnachtspredigt beschäftigt, entschlossen sich der Pfarrer und die Religionspädagogin, ins kalte Wasser zu springen. Und so feierte man Weihnachten bereits interkulturell. »Es war ein schwerer Start«, erinnert sich Sabine Schubert. Bald stellte sich heraus, dass die beiden Jungen Dramatisches auf ihrer Flucht erlebt hatten – zum Kulturschock und der Unmöglichkeit, sich mit Worten auszudrücken, kamen posttraumatische Belastungsstörungen. »Wir waren alle völlig überfordert – auch die Behörden –, hatten Angst, waren verzweifelt. Verletzungen und Beleidigungen waren an der Tagesordnung. Trotzdem war eines für uns klar: wir stehen zu diesen Jungs.« Wenngleich diese Zeit den beiden viel abverlangt hat – der Zugewinn ist gross: »Khalil und Hamed gehören jetzt zur Familie, wir sind für sie wichtige Bezugspersonen geworden. Und es war schön zu erfahren, wie sehr uns Freunde und die Kirchgemeinde unterstützen.«

Zur Ruhe kommen

Warum überhaupt Asylsuchende privat unterbringen? Rosslow kennt viele Gründe: Diese reichen vom eigenen Zimmer, in dem man in Ruhe lernen kann, über die Möglichkeit, mit der deutschen Sprache ständig in Berührung zu kommen, bis hin zum vollständigen Eintauchen in die hiesige Kultur. Die Geflüchteten gehören endlich auch ein bisschen mehr zu unserer Gesellschaft. »Ich habe keine Mission, keine

Botschaft, die ich Ali mitgeben möchte«, sagt Gerhard W., »aber ich möchte jemandem ein Zuhause bieten, der auch innerlich heimatlos geworden ist. Ich möchte ihm die Möglichkeit geben, zur Ruhe zu kommen, ihm Wohlwollen und eine Orientierungshilfe bieten. Er soll an einem Ort sein können, ohne konstant den Stempel ›Flüchtling‹ aufgedrückt zu bekommen.« Inzwischen konnte Ali eine Ausbildung im Detailfachhandel beginnen.

Zur Ruhe kommen – das will auch Khalil endlich. Vor einem Jahr ist der 19-Jährige aus dem Haus seiner Gasteltern ausgezogen, bildet sich zum Coiffeur aus und wohnt mit einem Freund in einer WG. Er beginnt, selbstständig und erwachsen zu werden.

Es ist kühl am Rheinufer, aber das stört ihn in keiner Weise. Er erzählt unverblümt aus seinem noch jungen, aber umso dramatischeren Leben: »Ich habe alles verloren und auf der Flucht habe ich viele schlimme Dinge erlebt und gesehen. Ich habe nichts umsonst bekommen und muss mein Leben neu aufbauen. Ich wünsche mir einfach, mal einen Moment ohne Stress zu leben.«

Sabine und Benedict Schubert haben in dieser Zeit jeden Tag von Neuem in Angriff genommen. »Wir konnten uns nicht länger verpflichten, da wir nicht wussten, wie lange unsere Kräfte reichen.« Das ständige Abwägen, wie weit man die Leine locker lassen darf, welche – für uns selbstverständlichen – Regeln auch für die beiden wichtig sind und die Sorge um ihr Wohlbefinden zehrten enorm. »Es kommt vor, dass geflüchtete Jugendliche sich hier das Leben nehmen; das hat uns auch mit Angst erfüllt.«

Auch Gerhard W. betont, wie wichtig es sei, seinem Gast manchmal freundschaftlich nahezutreten: »Doch Ali ist unglaublich lerninteressiert und sozial kompetent. Wir begegnen uns mit viel Respekt und Aufmerksamkeit, nichts ist selbstverständlich. Das empfinde ich als sehr wertvoll.«

Sich mit dem Fremden auseinanderzusetzen, aber auch die Bereitschaft zu haben, sich selbst zu verändern, sind wichtige Voraussetzungen, um menschliche Brücken bauen zu können. Dank dem unermüdlischen Einsatz des Ehepaars Schubert konnten Khalil und sein Bruder in der Schweiz ankommen und die Anspannung der letzten Jahre langsam loslassen. Drei junge Männer aus Afghanistan in der Schweiz, deren Geschichten doch so unterschiedlich sind. Bewundernswert sind ihr Mut und ihre Kraft. Genauso wie der Mut und die Kraft ihrer Gastgeber.

*Name von der Redaktion geändert

Herrscht Krieg?

Einer zivilen Krise ist mit zivilen Mitteln zu begegnen. Alles andere ist sinnlos



FOTO: GSOA

Lewin Lempert ist politischer Sekretär bei der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA)

»Wir werden diesen Krieg gewinnen!« Diesen Satz twitterte der US-Präsident vor einigen Wochen. Und auch Frankreichs Präsident Macron wähnt sich im Krieg gegen einen ungefähr 120 Nanometer winzigen Virus. Die Frage sei erlaubt, wie mit den klassischen Mitteln eines Krieges – Panzer, Kampfjets oder Sturmgewehren

– ein Virus bekämpft werden kann. Die Antwort erscheint klar: Gar nicht. Doch auch in der Schweiz wird mit martialischen Mitteln und Sprachbildern Stimmung gemacht. So stehen an der grünen Grenze bewaffnete Soldaten, die Verteidigungsministerin nannte den Armeeinsatz die »grösste Mobilmachung seit dem Zweiten Weltkrieg«. Warum Soldaten an der Grenze ein Maschinengewehr brauchen, scheint unklar. Und dass der aktuelle Einsatz der Armee, bei dem Soldaten klassische Zivildienstaufgaben übernehmen und in Pflegeheimen alte Menschen betreuen oder im Spital Hilfsarbeiten durchführen, mit dem Einsatz im Zweiten Weltkrieg verglichen wird, erscheint bestenfalls etwas naiv und im schlimmsten Fall geschichtsvergessen.

Klar ist: Einer zivilen Krise muss mit zivilen Mitteln begegnet werden. Alles andere ist sinnlos und gar gefährlich, da es ein falsches Bild der wirklichen Gefahr vermittelt. Die Corona-Pandemie zeigt eben gerade nicht, dass es mehr Mittel für die Armee oder neue milliardenschwere Kampfjets braucht. Sie zeigt vielmehr, dass wir uns als Gesellschaft vor zivilen Herausforderungen schützen müssen. Denn die nächste Notlage ist eigentlich schon vorprogrammiert: Die Klimakatastrophe. Auch dieser Herausforderung kann weder mit Soldaten an der Grenze noch mit neuen Kampfjets begegnet werden.

Christian Walti, Pfarrer in der Friedenskirche und im *Haus der Religionen* in Bern, ist der Meinung, dass man in der Corona-Krise nicht auf eine möglichst schnelle Öffnung der Gottesdienste drängen sollte. Damit widerspricht er **Gottfried Locher**, Präsident der *Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz* (EKS) und dem Aargauer Kirchenratspräsident **Christoph Weber-Berg**, welche sich für die baldige Wiederaufnahme von Gottesdiensten stark machen. Walti ist der Meinung, dass die Kirchen aus Solidarität mit den Menschen auf Gottesdienste verzichten sollten. Viel wichtiger sei der alltägliche Kontakt und die Zuwendung zu den Menschen.



Christian Walti

FOTO: ZVG

Andreas Santoni ist enttäuscht. Nachdem das Kinderheim St. Benedikt in Hermettschwil AG die Missbrauchsfälle untersuchen liess, bestätigten sich die Vorwürfe des sexuellen Missbrauchs an Kindern gegen den 1992 verstorbenen Pfarrer **Thomas Hardegger**. Santoni, der als Kind Opfer des Heimpfarrers war und damit an die Öffentlichkeit ging, hätte sich mehr Tiefe in den Untersuchungen gewünscht, um beispielsweise herauszufinden, ob es noch andere Opfer gibt. **Pia Iff**, Gesamtleiterin des Kinderheims, räumte an der Pressekonferenz ein, »...dass es sich beim Bericht der Untersuchungskommission nicht um eine tiefgreifende, historische Untersuchung handelt«. Man habe sich bewusst gegen eine wissenschaftliche Aufarbeitung entschieden, um »keine alten Wunden aufzureissen«. So habe man der Gefahr einer »Retraumatisierung« der Betroffenen entgegenwirken wollen, doppelte Vereinspräsidentin **Regula Jäggi** nach.

Stefan Loppacher, Präventionsbeauftragter des Bistums Chur, fordert einen Kulturwandel in der Kirche. »Wir sagen zwar, die Sorge um die Opfer müsse im Mittelpunkt stehen, sind aber kaum bereit, konsequent die dafür erforderlichen Massnahmen zu treffen«, gibt er in einem Artikel der *Schweizerischen Kirchenzeitung* zu Protokoll. Dass der wegen sexueller Gewalt gegenüber zwei Minderjährigen angeklagte Kardinal **George Pell** vom höchsten australischen Gericht freigesprochen wurde, löste weltweit heftige Diskussionen aus. Die Forderung nach einem Kulturwandel in der katholischen Kirche wird auch in der Schweiz

immer lauter. In einem Kommentar mahnt *kath.ch*-Redaktionsleiter **Raphael Rauch**, dass nun die Zeit der Vertuschung vorbei sei. Obwohl es sich um ein Urteil in letzter Instanz handle, sei das letzte Wort noch nicht gesprochen. »Als bislang höchster Repräsentant der römisch-katholischen Kirche musste sich Pell einem weltlichen Gericht stellen. Das ist die Botschaft aus Australien, die auch eine Mahnung an die Schweiz ist.« Rauch ist überzeugt, dass die Öffentlichkeit weiterhin mit Argusaugen die Verfolgung von Missbrauchsfällen beobachten werde. »Öffentlicher Druck ist die logische Antwort auf ein geschlossenes System. Nur Druck von aussen hilft, ein solches zu verändern.« Dass dieser Druck nun zunimmt, ist offensichtlich, wie etliche Medienberichte zeigen.

Martin Klöckener, Liturgieprofessor an der Universität Fribourg, warnt davor, dass die vom Vatikan kürzlich erlassenen Bestimmungen zur tridentinischen Messe zu einer Spaltung führen könnten. Die Änderung sieht vor, die von der Reform des Konzils von Trient im 16. Jahrhundert ausgehende Liturgie wieder einzuführen. »Die jetzt verfügbaren Änderungen beziehen sich auf Modelle der Vergangenheit, die das II. Vatikanische Konzil aus guten Gründen für überholt erklärt hat«, hält Klöckener gegenüber *kath.ch* fest.

Sabine Brändlin hat das Handtuch geworfen. Wie die Pfarrerin in einer Medienmitteilung vom 24. April verkündet, verlässt sie den *Rat der Evangelischen Kirche Schweiz* (EKS) per sofort. Der Rücktritt erfolge »aus persönlichen Gründen und wegen



Sabine Brändlin

FOTO: © SEKTORMAS FLÜGGE

unüberbrückbarer Differenzen«. Die EKS hält in einer äusserst knappen Mitteilung fest, dass der Rücktritt im Zusammenhang mit einem laufenden Geschäft stehe, bei dem das »zurückgetretene Ratsmitglied« wegen einer möglichen

Befangtheit in den Ausstand getreten sei. Weder Brändlin noch der Rat wollen auf weitere Details des Zerwürfnisses eingehen. Sie halte sich an ihre Schweigepflicht, sagt Brändlin gegenüber dem *aufbruch*. Dass es aufgrund personeller Differenzen zu diesem Eklat gekommen ist, lässt darauf schliessen, dass beim EKS nicht alles zum Besten steht. Kommentare zu dieser Sache in *reformiert.info* deuten ebenfalls in diese Richtung.

In Memoriam Paul Bösch



FOTO: WOLFF SÜDBECK-BAUR

Paul Bösch, der frühere *aufbruch*-Redaktor, ist im April im Alter von 74 Jahren an einem Krebsleiden gestorben. Von 2004 bis 2008 prägte der Vollblut-Journalist den *aufbruch* mit tief schürfenden Beiträgen zu religiösen Fragen, die gängige Denkmuster treffsicher aufbrachen. Für den Germanisten, der sich bereits in jungen Jahren als Kapuzinerbruder eingehend mit religiösen und theologischen Fragen befasste, schloss sich ein Kreis, als er nach 21 Jahren lokaljournalistischer Arbeit für den *Tages-Anzeiger* beim *aufbruch* anfang. Wie er sagte, habe er so die beiden tragenden Säulen seines Lebens zusammenführen können: »den Journalismus und das Religiöse«. Doch »es braucht Erdung«, war seine Haltung. Das erste Editorial widmete Paul Bösch denn auch geerdeter Spiritualität. »Mit diesem Begriff ist die Überzeugung verbunden, dass ›Irdisches‹ – Natur, Liebe, Gerechtig-

keit – für die innere Erhebung unabdingbar ist.« 2007/8 war Paul Bösch mit seinem fraglosen Engagement für den *aufbruch* einer der Architekten der bis heute gedeihlichen Kooperation mit unserem deutschen Partner *Publik-Forum*.

Der *aufbruch* war dem Bedachtsamen derart ans Herz gewachsen, dass er sich auch nach seinem Rücktritt aus der Redaktion im Vorstand des Förderkreis *aufbruch* weiterhin für eine gesicherte publizistische und materielle Zukunft der Zeitschrift einsetzte, und zwar in der Funktion eines Koordinators. 2012 verabschiedete er sich in den Unruhestand und intensivierte seine Forschungen zum Gründer des Bettelordens Franziskus. Sein Buch »Franz von Assisi – neuer Christus. Die Geschichte einer Verklärung« ist nach wie vor sehr lesenswert. »Er misstraute dem glorifizierten Bild des heiligen Franziskus und begann wie bei einem Gemälde, das über Jahre wiederholt übermalt wurde, die Schichten abzutragen und den historischen Franziskus freizulegen, den, der ihm nahe war«, wie der »Tagi« trefflicher nicht hätte formulieren können. Seine akribische Detektivarbeit hat dazu beigetragen, ein überhöhtes Franziskusbild zu revidieren.

Mir war Paul Bösch ein bisweilen strenger, aber unerschütterlich empathischer Kollege, bei dem ich gelernt habe, in stürmischer See Ruhe und Zuversicht nicht zu verlieren. Namens des ganzen *aufbruch*-Teams verneige ich mich voll Dankbarkeit. Wolf Südbeck-Baur

Unterstützung für KOVI verstärken

Die Konzernverantwortungsinitiative, kurz KOVI, fordert eine Selbstverständlichkeit: Konzerne sollen für Schäden, die sie oder ihre Tochterfirmen verursachen, geradestehen. Leider beweisen zahlreiche Beispiele von skrupellosen Geschäftspraktiken von Konzernen wie *Glencore* immer wieder, wie nötig die Initiative ist. Zu den inkriminierten Praktiken zählen »Korruptionszahlungen, Menschenrechtsverletzungen und gravierende Umweltzerstörung«, wie zum Beispiel in der kolumbianischen Kohlemine El Cerrejón, heisst es in einer Mitteilung der Initianten.

Von den Freikirchen bis zu den Landeskirchen stehen alle für einmal einmütig hinter dieser Initiative. Sie greife mit der zivilrechtlichen Haftung auf ein »bewährtes Mittel des Schweizer Rechts« zurück. Dieser Haftungsmechanismus, sind die 120 Unterstützer-Organisationen überzeugt, »wird vor-



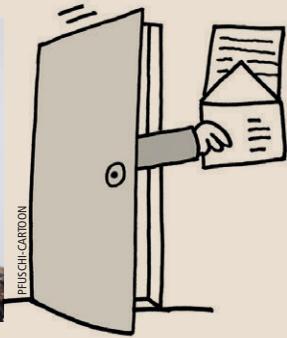
FOTO: KOVI

allem auch präventive Effekte haben. Denn das Haftungsrisiko wird dazu führen, dass wegschauen keine Option mehr ist.« Voraussichtlich wird die KOVI in der Juni-Session im Nationalrat fertig beraten. Für den bevorstehenden Abstimmungskampf werde die Konzernlobby 8 Millionen Franken bereitstellen, heisst es. Daher sei es gerade im Vorfeld der Session wichtig, Präsenz und Unterstützung für die KOVI-Initiative in der Öffentlichkeit zu zeigen. Möglich ist das mit einer KOVI-Fahne am Zaun, unter dem Fenster, am Balkon. Machen Sie mit. Hier können Sie eine Fahne bestellen: konzern-initiative.ch/fahne Wolf Südbeck-Baur

Gastkolumne



FOTO: ZVG/ALLIANCE SUD



PELSCH-CARTOON

Corona fordert globale Solidarität

Die Corona-Krise macht schlagartig bewusst, wie verletzlich die globalisierte Welt ist. Während wir in der Schweiz auf ein gutes Gesundheitssystem, genügend Nahrungsmittel und breite soziale Absicherung zählen können, schlittern unzählige Menschen in den ärmeren Ländern des Südens in eine gesundheitliche, wirtschaftliche und soziale Katastrophe.

Der Kapitalabfluss aus den Entwicklungsländern war allein zwischen Februar und März doppelt so hoch wie nach dem Kollaps der Bank *Lehmann Brothers* 2008. Handelsketten sind eingebrochen, Millionen Menschen haben ihre Arbeit verloren, und die Ernährungssicherheit ist in vielen Regionen massiv gefährdet.

Der Bundesrat hat Soforthilfe von 400 Millionen Schweizer Franken für verschiedene Initiativen zur Bewältigung der Krise versprochen. Diese Hilfe ist dringend nötig, allerdings werden die Folgen der Krise in vielen Ländern noch lange spürbar sein. Es ist daher unabdingbar, dass die Schweiz auch die Rahmenkredite für die Entwicklungszusammenarbeit (2021–2024) erhöht und endlich den international festgesetzten Zielwert einer Quote für die öffentlichen Entwicklungsausgaben von 0.7 Prozent des Nationaleinkommens erreicht. Im Sinne der UNO-Agenda 2030 muss die internationale Zusammenarbeit des Bundes einen starken Fokus auf die ärmsten Bevölkerungsschichten aufweisen und in öffentlich zugängliche Bildungs- und Gesundheitssysteme, in die Stärkung der Zivilgesellschaft, in die Stärkung der kleinbäuerlichen Landwirtschaft sowie in menschenwürdige Arbeitsmöglichkeiten und soziale Absicherung investieren.

Kristina Lanz

Entwicklungspolitik, www.alliancesud.ch

»Da sein und ›Leere‹ aushalten«

Pfarrerin wollte Ella de Groot gar nicht werden. Mit einem Gott im Himmel kann die Wahlbernerin nichts anfangen. Mit einer Sendung unter der Überschrift »Hört auf zu glauben« sorgte sie für Aufsehen. Das hat die gebürtige Holländerin verändert



FOTOS: ELENA BRIGOSCHI

sondern echtem Interesse gewichen. Das ist Veränderung, und ich denke, dass in solcher Veränderung sehr viel Potenzial und der Trost der Hoffnung liegt.

Wie kam es, dass Sie sich für den Pfarrberuf entschieden haben?

Ich habe Theologie studiert, weil meine beiden Grossmütter grossen Einfluss auf mich hatten. Die eine war streng calvinistisch und hielt viele Verbote hoch mit entsprechender Prägung meiner Mutter. Die andere Grossmutter verlor kurz vor Kriegsende ihren Mann – er wurde von den Nazis erschossen – und kurz nach Kriegsende eine Tochter aufgrund fehlender Medikamente. Doch nie brachte sie ihr Leid mit Gott in Verbindung. Zwischen einer lebensfeindlichen calvinistischen Strenge einerseits und einer trotz allem lebensbejahenden Haltung andererseits bin ich aufgewachsen. Dieser unterschiedliche Umgang führte bei mir zu existenziellen Sinnfragen und auf der Suche nach Antworten zum Einstieg in ein Theologiestudium. Pfarrerin zu werden, war nicht mein Ziel, denn mit der Vorstellung von einem Gott im Himmel konnte ich schon damals nicht viel anfangen. So landete ich zunächst in der Wissenschaft, was mich aber auch nicht befriedigte.

Hatten Sie eine Art Schlüsselerlebnis, dass Sie sich dann doch für den Pfarrberuf entschieden haben?

Dank einer mir zugefallenen Pfarr-Stellvertretung in der Schweiz durfte ich erfahren, welche Fragen für die Menschen existenziell wichtig sind. Dabei geht es als Pfarrerin nicht darum, Antworten geben zu können, sondern mit betroffenen Menschen zusammen Fragen zu formulieren, da zu sein und »Leere« auszuhalten. Das hat mich geprägt und zum Pfarrberuf hingezogen.

2013 sind Sie durch eine Radiosendung mit dem zugespitzten Titel: »Hört auf zu glauben« bekannt geworden. Sie mussten sich rechtfertigen als atheistische Pfarrerin, die

Von Wolf Südbeck-Baur

aufbruch: *Ella de Groot, Sie halten nichts von Gott als Lückenbüsser, mit dem man sich nur in Grenzsituationen des Lebens tröstet. Gleichzeitig sagen Sie als Pfarrerin, dass Gott nur in der Vorstellung der Menschen existiert. Wie glauben Sie?*

Ella de Groot: Glauben ist ein Appell, verbunden mit einer Hoffnung auf das, was eigentlich unmöglich erscheint und trotzdem in der Vorstellungskraft verwirklicht werden kann. Aus dieser Vorstellungskraft erwächst mir die Motivation zum Handeln. Das ist für mich glauben, dieser Appell, mich auf den Weg des Lebens zu begeben. Man kann auch sagen, ich glaube an das Leben. Aber das ist zu kurz gegriffen.

Warum ist das zu kurz gegriffen?

Weil diese Formulierung missverständlich ist. Gemeint ist nicht eine Existenz, bei der man den Fluss des Lebens passiv dahinfließen lässt, sondern ein aktives Gestalten des Lebens. Das Leben beinhaltet also mehr, appelliert an mich und fordert mich heraus zu handeln, Verantwortung zu übernehmen und die Liebe zu leben.

Was heisst es, in Corona-Zeiten die Liebe zu leben, sich einzubringen?

Gerade in Zeiten von Corona liegt die Hoffnung in der Veränderung. Ich stelle fest, dass Menschen sich anders füreinander interessieren. Die Frage am Telefon »Wie geht es dir« ist keine Floskel mehr,

nicht an Gott glaubt, wie es hiess. Wie hat Sie diese Debatte verändert?

Dieser Titel »Hört auf zu glauben« war eine verkürzte Wiedergabe. Ich hatte gesagt, »Hört auf, an Wahrheiten zu glauben«. Die Debatte hat mich in dem Sinn verändert, dass ich viel konkreter werden und auch in den Gottesdiensten formulieren musste, an welche vermeintlichen Wahrheiten ich nicht glaube. Das hatte Auswirkungen auf meine liturgische Sprache, die ich neu entwickeln musste.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Wenn ich in einer Predigt die Existenz eines personalen Gottes leugne, kann ich anschliessend nicht ein Fürbitt-Gebet an Gott richten. Das wäre widersprüchlich. Im Weihnachtsgottesdienst etwa sage ich nicht mehr, »wir stehen an der Krippe«, sondern ich sage: »wir stehen *sozusagen* an der Krippe«, wir tun als ob. Weder im Gebet noch beim Segen verwende ich das Wort Gott. Ich spreche von »Ich bin dankbar für ...«, »Ich brauche Kraft ...«, »Ich öff-



Ella de Groot ist Pfarrerin der reformierten Kirchgemeinde Muri-Gümligen. Sie wuchs in einer streng calvinistischen Familie in Vroomshoop in Holland auf. Seit 1987 lebt die 61-Jährige in der Schweiz. 2015 veröffentlichte Ella de Groot das Buch »Gott – der Atem der Welt« in der Reihe Schriften zur Glaubensreform, mit Audio-CD, Gütersloher Verlagshaus.

»Der Mensch ist religiös, weil er versucht, seine Wirklichkeit zu deuten. Religiosität heisst, seinem Leben Bedeutung zu geben. Das ist genau das, was die Allermeisten in diesen Corona-Zeiten machen, bei Hilfsaktionen anpacken, telefonieren, miteinander im Gespräch bleiben

Ella de Groot

ne mein Herz ...« und so fort. In Gottesdiensten spielen wir mit unserer Vorstellungskraft basierend auf den biblischen Texten, die mit der realen Welt in Zusammenhang gebracht werden. Die Vorstellung von einer besseren, gerechteren Welt öffnet neue Räume, in denen ich Kraft schöpfen kann für mein Handeln im Alltag.

Mit Dorothee Sölle treten Sie für eine posttheistische Haltung ein. Wo finden Sie Gott?

Gerade in dieser Zeit von Corona zum Beispiel beim Zaungespräch mit Freunden, oder wenn meine Tochter, die im Spital arbeitet, Freundinnen fürsorglich bittet, für uns einkaufen zu gehen, oder wenn Konfirmanden fragen, ob sie helfen und etwas machen können, kurz, ich finde das Göttliche in allen Erfahrungen, die das Gewöhnliche übersteigen.

Zunehmend mehr Menschen bezeichnen sich als ungläubig und nicht religiös, halten aber einen Sinn im Leben, den Glaube an das Gute, den Glaube an eine höhere Macht hoch. Könnte man diese Menschen als anonyme Christen bezeichnen?

Warum müssen sie Christen sein? Religiosität hat für mich keinen Zusammenhang mit einem Gott der Christen. Religiosität bedeutet, das Leben zusammen mit den

Menschen zu leben, um so der eigenen Wirklichkeit Sinn zu geben.

Damit ist die Frage, wie jemand den Sinn des Lebens finden kann, ohne an einen personalen Gott zu glauben, fast schon beantwortet?

Ein personaler Gott kann doch nicht der Sinn eines menschlichen Lebens sein! Sinn entsteht aus der Bedeutung, die ein Mensch seinem Leben und Handeln gibt. Das Leben selbst ist der Sinn. Auch wenn die Bewegungsfreiheit eingeschränkt ist, wie jetzt wegen Corona, ist es sinnvoll, zu sagen: »Ich setze einen Fuss vor den anderen.«

Jede und jeder ist religiös, wie Sie sagen, weil der Mensch die Begrenztheit und Tragik seines Lebens bewältigen muss. Wie sieht diese Religiosität aus?

Der Mensch ist religiös, weil er versucht, seine Wirklichkeit zu deuten. Religiosität heisst, seinem Leben Bedeutung geben. Es ist genau das, was die allermeisten in dieser Corona-Zeit machen, bei Hilfsaktionen anpacken, telefonieren, miteinander im Gespräch bleiben. Alle suchen Antworten auf die elementarsten Fragen: Woher komme ich? Wohin gehe ich? Wie wird mein Leben morgen aussehen? Das hat nicht unbedingt etwas mit Gott zu tun. Man muss Religiosität und Gott voneinander trennen. An die Stelle dieser Verbindung tritt die Liebe zu den Menschen, zur Natur und damit zu sich selbst.

Fulbert Steffensky hält an Sätzen fest, die sich letztlich nicht rechtfertigen lassen. Dazu gehören so bergende Bilder wie »Wir fallen nicht aus der Hand Gottes« oder »Wir fallen nicht in eisige Tiefen«, wenn wir sterben. Was sagen Sie Sterbenden, wenn Sie sie in den Tod begleiten?

Fulbert Steffenskys Bilder sind schöne Bilder für die Vorstellungskraft. Es sind Bilder, die trösten, Kraft geben und tragen. Ich versuche bei der Begleitung sterbender Menschen, ihre Vorstellungskraft zu aktivieren, die Quelle zu suchen, die sie für ihre Bilder anzapfen können. Es sind nicht meine Bilder, die ich Sterbenden zum Trost geben kann. Ich setze bei ihren eigenen Bildern an und frage, was ihre Vorstellungen sind, was ihnen Kraft gibt? Ich versuche zu helfen, diese Bilder zu suchen und in Worte zu fassen. Ich helfe den Sterbenden, nach ihren eigenen Bildern zu suchen. Das ist das Wichtigste. Und ich nehme es an, wie es kommt, mögen die Bilder oder Vorstellungen auch noch so einfach sein. ◆

Bringt die Mikrosteuer-Initiative eine gerechtere Besteuerung?

Wer viel Geld bewegt, bezahlt auch mehr Steuern. Gemäss diesem Prinzip soll die Mikrosteuer, die auf alle bargeldlosen Transaktionen mit 0,1 Prozent fällig würde, funktionieren. Kann das gut gehen?



Foto: ZVG

Oswald Sigg ist promovierter Soziologe, Volkswirt. Der Sozialdemokrat wirkte von 2009 bis 2015 als Vizekanzler und Regierungssprecher. Der 76-Jährige ist Mitglied des Initiativkomitees der Mikrosteuer-Initiative.

Ja, Geld wird dort besteuert, wo es arbeitet

Das grosse soziale Problem der Schweiz ist der Reichtum. Wir schwimmen im Geld. Hier finden sich die meisten Milliardäre und Millionäre pro Kopf der Bevölkerung. Viele Leute verdienen ihr Geld mit Spielen, Wetten und Spekulieren im Finanzcasino – offiziell die Finanzwirtschaft. Dennoch gibt es über 800 000 Menschen – nach Corona mit steigender Tendenz –, die von Armut betroffen sind.

Die schweizerische Volkswirtschaft, zu der auch diese Finanzwirtschaft gehört, produziert jährlich Waren und Dienstleistungen von 689,6 Milliarden Franken (2018). Der jährliche Zahlungsverkehr wird jedoch auf weit über 100 000 Milliarden geschätzt. Es gibt auch Schätzungen von Fachleuten, die auf 1 Million Milliarden Franken pro Jahr lauten. Konkrete Zahlen darüber werden nicht publiziert.

Vielleicht erhalten wir erst Aufschluss über die Black Box Zahlungsverkehr, wenn dereinst die Mikrosteuer-Initiative angenommen wird. Ihre vier ersten und wichtigsten Sätze lauten: »Der Bund erhebt auf jeder Belastung und jeder Gutschrift des bargeldlosen Zahlungsverkehrs eine Mikrosteuer mit einem einheitlichen Steuersatz. Er bezweckt damit eine einfache Besteuerung und transparente Finanzströme. Der maximale Steuersatz der Mikrosteuer beträgt 5 Promille. Die Mikrosteuer ersetzt die Mehrwertsteuer, die direkte Bundessteuer und die Stempelsteuer.«

Die Mikrosteuer ist einfach, ergiebig und gerecht. Die Steuererklärung erübrigt sich, die Erträge sind höher als die Summe aller heutigen Bundessteuern und besteuert werden nicht mehr Arbeit, Konsum oder Verhalten, sondern hauptsächlich das Finanzcasino. Oder man könnte auch sagen: das Geld wird dort besteuert, wo es arbeitet. ◆

Nein, Mikrosteuer gefährdet Bundesfinanzen

Die Initiative will die Abschaffung der Mehrwert- und der direkten Bundessteuer. Tragende Säulen, die den Bund zu zwei Dritteln finanzieren. Der Ersatz ist wackelig. Finanztransaktionen von Banken und Spekulanten hätten ein Ausmass angenommen, dass man nur eine »Mikro«-Steuer einführen müsste und der Bund sei finanziert. Die »spekulative« Finanzwirtschaft würde erst noch zurückgebunden wird argumentiert. Doch damit droht die angezapfte Steuerquelle gleich wieder zu versiegen.

Ausländische Finanzplätze werden das Schweizer Handelsgeschäft gerne empfangen. Steuergelder (und Arbeitsplätze) werden abfliessen. Der anfängliche »Mikro«-Steuersatz wird steigen müssen, schliesslich gilt es, den Staat zu finanzieren. Je höher der Abgabesatz, desto stärker die Vermeidung durch Kryptowährungen oder Auslandskonten. Die Steuerbehörden müssten reagieren, der Kontrollaufwand wäre immens, von Einfachheit keine Spur.

Versprochen wird eine Entlastung der Privathaushalte und der Realwirtschaft. Doch wer bezahlt die notwendigen 50 Milliarden Franken zur Finanzierung des Bundes? Die Zahlungsabwickler können die Riesensumme nicht selbst tragen, sie werden die Mikrosteuer auf die Kunden überwälzen. Statt Mehrwertsteuer zahlen wir immense Konto-, Karten-, und Transaktionsgebühren. Zudem werden die Sparzinsen geringer, denn jede Kapitalanlage – auch die Pensionskasse – wird bei Ein-, Auszahlung und Umschichtung belastet.

Heute tragen die Reichsten fünf Prozent rund zwei Drittel der Bundessteuer. Wie ist es bei der Mikrosteuer? Am stärksten belastet wird, wer den Gebühren nicht ausweichen kann. Wollen wir die Verteilung der Steuerlast diesem Mechanismus überlassen? ◆



Foto: ZVG

Christian Frey ist stellvertretender Leiter im Bereich Finanzen & Steuern beim Wirtschaftsdachverband economiesuisse. Zudem promoviert er an der Universität Luzern mit Forschungsarbeiten zur Einkommensverteilung.



FOTO: UNIVERSITÄT ZÜRICH / FRANK BRÜDERLI

»Man muss nur hinschauen, um zu verstehen, dass es einfach nicht mehr aufgeht

Marc Chesney

Das zeugt von einer intellektuellen Blindheit.« Es sei doch paradox, dass jetzt, wo die Wirtschaft gestoppt wurde, die Luftqualität besser sei. Um einen Ausweg aus dieser Situation zu finden, müsse man »Out of the Box« denken.

Professor Chesney ist einer der Hauptförderer der Mikrosteuer, für die im März eine Initiative lanciert wurde. Diese Minimalsteuer von rund 0.1 Prozent soll auf Mehrwertsteuerbefreite Transaktionen erhoben werden, also hauptsächlich auf den elektronischen Zahlungsverkehr. Im April reichten die Initianten den Vorschlag für einen dreimonatigen Versuch mit einer Corona-Mikrosteuer ein. »Wir haben berechnet, dass daraus zwischen 10 und 20 Mia. Franken generiert würden. Dies wäre eine grosse Hilfe zur Finanzierung der Wirtschaft, ohne weitere Schulden zu machen.« Darüber hinaus gelte es aber auch einige Prinzipien der Wirtschaft zu ändern. »Die Wirtschaft sollte im Dienst der Gesellschaft stehen und der Finanzsektor im Dienst der Wirtschaft – heute ist alles umgekehrt.« Weiter stört sich Chesney daran, dass sich das Finanzwesen nur auf Geldwerte fokussiere. »Wir sollten uns fragen, was die tatsächlichen Werte der Gesellschaft sind.« Fragt sich nur, wie dieser Paradigmenwechsel für das globalisierte Finanzsystem zu schaffen wäre. »Wenn die Schweiz beispielsweise die Mikrosteuer einführen würde, wäre das ein Signal. Wir sollten von der direkten Demokratie profitieren, indem wir kluge Ideen einbringen.« Dass wir in einer Zeit leben, in der Grün gewählt wird und sogar am WEF über Nachhaltigkeit gesprochen wurde, könnte als Zeichen für ein Umdenken interpretiert werden. Chesney lacht. »Das sind sehr schöne Worte, aber wichtiger sind die Taten, und diese sehe ich noch nicht. Am WEF wurde viel über Nachhaltigkeit gesprochen, beim nächsten Mal werden sie über die Pandemie sprechen, aber am Ende des Tages wird es nicht viel bringen.« Die ganze Gesellschaft müsse diese Themen ernst nehmen, denn es gehe auch um künftige Generationen. »Wie können wir deren Interessen im Wirtschafts- und Finanzsystem berücksichtigen?« Auf solche Fragen sei unser System nicht ausgelegt. ◆

Der kritische Denker

Marc Chesney, Professor für Quantitative Finance an der Universität Zürich, stellt die aktuellen Wirtschafts- und Finanzkonzepte grundsätzlich in Frage

Von Stephanie Weiss

Alles begann in Paris. »Als junger Student dachte ich, dass ich mit Mathematik das Finanzsystem besser verstehen kann. Nach einem Master in Mathematik und einem in Ökonometrie studierte ich in Genf Ökonomie«, sagt der Finanzprofessor Marc Chesney. Erst viel später habe er verstanden, dass man in der Ökonomie interdisziplinär denken müsse. »Es wäre wichtig, den Austausch auch mit Biologen, Philosophen, Juristen und Soziologen zu pflegen. Als ich in Genf Assistent war, lehrte der Soziologieprofessor Jean Ziegler an derselben Fakultät. Es war ideal, auch andere und kritische Meinungen zu hören.« Dass man eine Trennung vorgenommen habe, sei schade, denn Wirtschaft sei eine soziale Wissenschaft. Um diesen interdisziplinären Austausch aktiv zu fördern co-gründete Chesney Anfang des Jahres das *Kompetenzzentrums für nachhaltige Finanzwirtschaft* CCSF an der Universität Zürich und amtiert als Direktor.

Der umtriebige Finanzprofessor wird nicht müde, auf die Gefahren hinzuweisen, welche von der Grösse und Komplexität des Finanzmarkts ausgehen. »Nach der Finanzkrise von 2007/2008 wurde mir bewusst, dass das so nicht mehr weitergehen kann. Es besteht eine Diskrepanz zwischen dem, was im Finanzwesen und in der Öko-

nomie unterrichtet wird, und der Realität. Viele Konzepte und Annahmen in der Finanztheorie sind einfach nicht korrekt.« Deshalb sei kritisches Denken angesagt und das sehe er als seine Pflicht. »Weil ich vom Steuerzahler bezahlt werde, kann und will ich diese akademische Freiheit nutzen.« Diesen Weg des kritischen Denkens verfolgt er bis heute.

Die Mikrosteuer als Anfang

Eine Frage, die den 60-jährigen Schweizer und Franzosen umtreibt ist: Kann eine Wirtschaft immer weiter wachsen? Chesney skizziert das Dreiphasenmodell, welches für alle Lebewesen und auch für die Gesellschaft gilt: Nach einer anfänglichen Entwicklungsphase folgt die Stabilisierung und schliesslich der Niedergang. »Aktuell befinden wir uns in der dritten Phase, denn alle Signale stehen auf Rot: Die Umwelt leidet, es gibt Armut, Ungleichheit und Epidemien. Man muss nur hinschauen, um zu verstehen, dass es einfach nicht mehr aufgeht.« Die Pandemie sei als Signal der Natur zu verstehen. »Viele Ökonomen tun so, als ob der durch die Wirtschaft erzeugte Verlust an Biodiversität und Abholzung sowie die Globalisierung keinen Zusammenhang mit der Corona-Krise hätten.

»Faire« Schokolade?

»Faire« oder zumindest fairere Schokolade würde neben Markttransparenz vor allem höhere Einkommen für jene bedingen, die Kakao anbauen. Doch gängige Labels wie Fairtrade oder Rainforest Alliance/UtZ können dies nicht garantieren

Von Christian Urech

Unter dem Titel »Vereint für eine bessere Zukunft« schreibt Han de Groot, CEO der neuen *Rainforest Alliance* und ehemals Executive Director bei UTZ, in seinem »The Frog Blog«: »Mit gebündelten Kräften wollen wir dringende Herausforderungen wie Klimawandel, soziale Ungleichheit, Armut und Artensterben noch effektiver angehen.« Kann die Zertifizierungsorganisation, die aus dem Zusammenschluss der beiden Organisationen UTZ und *Rainforest Alliance* 2018 entstanden ist, diesen vollmundigen Anspruch auch einlösen?

Dies wird von einem Beitrag der SRF-Sendung »Kassensturz« mit dem Titel »Max Havelaar und UTZ in der Kritik: Bauern erhalten zu wenig Geld« vom 29. Januar 2020 weitgehend in Frage gestellt. Beim Besuch verschiedener Kakaoplantagen in der Elfenbeinküste, dem grössten Kakaoproduzenten der Welt, stellten die Reporter fest: Die Bauern haben durch die Zertifizierung – wenn überhaupt – nur einen kleinen Mehrwert. Die ausbezahlten Prämien landen oft in den Kooperativen, nicht bei den einzelnen Bauern. Und wenn doch, dann machen sie keinen grossen Unterschied. Theodore Som Sansan, einer der besuchten Bauern, erntet Kakao für eine Kooperative, die UTZ-zertifiziert ist. In diesem System handeln die Kooperativen mit UTZ eine Prämie aus, die sie als Bonus erhalten. Mit den beiden Ernten im letzten Jahr erzielte Theodore Som Sansan knapp 4000 Franken Einkommen. Seine zusätzliche Prämie betrug umgerechnet 130 Franken, also gerade mal etwas mehr als drei Prozent. Dies mache kaum einen Unterschied: »Die Prämie hilft uns nicht aus der Armut, sie ist viel zu tief. Sie müsste steigen, um uns wirklich zu unterstützen.«

Nicht viel besser schneidet das *Fairtrade*-Label von *Max Havelaar* ab. Diese Organisation bietet zwar einen Mindestpreis für Kakao, der aber viel zu tief ist. Die Labels wurden ursprünglich geschaffen, um schlimmste Armut zu verhindern und Kinderarbeit wirksam zu reduzieren. »Davon hat sich vieles nicht erfüllt«, sagt Friedel Hütz-Adams, Wissenschaftlicher Mitar-



Chocolate Revolution Eric, Oswaldo, Chriso und Christoph von Choba Choba

beiter bei *südwind. Institut für Ökonomie und Ökumene* in Bonn. Das liege unter anderem daran, dass die Zertifizierung in erster Linie ein Werkzeug sei, um eine Wertschöpfungskette transparent zu machen. Um die Wertschöpfungsketten massiv zu verändern oder Preise deutlich anzuheben, seien die Mittel aber nicht vorhanden.

Dieser Kritik schliesst sich auch Silvie Lang, Kakao-Spezialistin bei *Public Eye*, an. Sie zweifelt daran, ob es »faire« Schokolade im Massengeschäft überhaupt gibt. Wenn man unter fair verstehe, dass der Kakao unter Einhaltung von Menschenrechts- und Umweltstandards angebaut, geerntet und dann zu Schokolade verarbeitet werde, dann gebe es praktisch keine faire Schokolade – ausser vielleicht bei Nischenprodukten wie *Choba Choba* oder ähnlichen Marken.

Taugen die bekannten Zertifizierungslabels also gar nichts? »Sie sind gewiss kein Garant für die Einhaltung von Menschenrechten und Umweltstandards und decken auch nur einzelne Aspekte ab. Als Konsument*in ist es schwierig zu wissen, was genau von welchen Labels abgedeckt und wie das überprüft wird. Bei so grundlegenden Dingen wie beispielsweise der Einkom-

mensfrage sind eigentlich alle Labelorganisationen viel zu schwach.« Jedenfalls könnten diese Labels nicht garantieren, dass bei der Herstellung der zertifizierten Schokolade keine Kinderarbeit vorkomme und die Bäuer*innen ein existenzsicherndes Einkommen hätten. Ausserdem müssten immer wieder gravierende Mängel bei der Überwachung der Umsetzung dieser Standards festgestellt werden. »Allenfalls haben sie vor allem in ihrer Anfangszeit zu einer gewissen Transparenz und Rückverfolgbarkeit in den Lieferketten beigetragen.« Diese Nachvollziehbarkeit sei durch sie zumindest besser gewährleistet als bei freiwilligen firmeneigenen Programmen, die man als Konsument*in nicht alle einzeln prüfen kann. Man könne sich als Konsument*in aber nicht von seinem schlechten Gewissen freikaufen, wenn man solche zertifizierte Schokolade kaufe, die kaum teurer und zum Teil sogar billiger sei als nichtzertifizierte Schokolade.

Verantwortungsdiffusion

In letzter Zeit gibt es laut Silvie Lang eine Tendenz weg von den bekannten Labels

hin zu firmeneigenen Programmen. Als Beispiel sei hier die Schweizer Schokoladenfirma *Felchlin* in Ibach/Schwyz erwähnt, die unter ihrem eigenen Label »Fair Direct Cacao« ihren selbst auferlegten Richtlinien folgt, die unter anderem vorsehen, »direkt mit den Kakaobauern vor Ort« zusammenzuarbeiten. Diese Verschiebung zu eigenen Programmen habe auch damit zu tun, sagt Lang, dass die Labels in letzter Zeit in der medialen Kritik gestanden hätten und es natürlich zusätzlich kostete, wenn man zertifizierten Kakao einkaufte. »Grundsätzlich stehen alle Akteure in der Lieferkette in der Verantwortung, egal auf welcher Stufe.« Am meisten Macht in dieser Branche hätten zweifellos die grossen Kakaoverarbeiter und -hersteller. Das Hin- und Herschieben von Verantwortung sei aber ein grundsätzliches Problem: Die Schokoladenfirmen sagten, verantwortlich seien die Händler, die den Kakao einkauften, die wiederum auf die Produktionsländer als die Hauptverantwortlichen verwiesen. Diese jedoch behaupteten, die Einkäufer sässen am längeren Hebel, und die Schokoladenfirmen würden die Schuld den Retailern mit ihren grossen Margen in die Schuhe schieben.

Inwiefern können wir als Konsument*innen dazu beitragen, die ethischen und ökologischen Bedingungen in der Schokoladenproduktion zu verbessern? Indem wir Schokolade wieder weniger als Lebensmittel und mehr als Genussmittel verbrauchen, sagt Lang. Weniger Konsum würde bedeuten, dass wir für die Schokolade mehr bezahlen könnten (eine Tafel *Choba Choba*-Schokolade kostet z. B. zwischen 7 und 10 Franken). Wirksamer sei es jedoch, über das politische Engagement auf Verbesserungen hinzuwirken – zum Beispiel, indem wir die Konzernverantwortungsinitiative (KVI) unterstützten. Diese würde bei Annahme zwar sicher nicht alle Probleme lösen, aber zu einem wichtigen Perspektivenwechsel führen. Die Firmen müssten dabei nicht ihre Business-Risiken, sondern die menschenrechtlichen Risiken für die Bäuerinnen und Bauern identifizieren, analysieren und Massnahmen ergreifen, um diese zu verhindern, zum Beispiel betreffend Kinderarbeit oder den Umgang mit schädlichen Pestiziden.

Ein Hauptgrund, warum es so viel Kinderarbeit gibt, ist die Armut. Die Bäuer*innen bekommen so wenig für ihren Kakao, dass es für sie teilweise fast keine andere Möglichkeit gibt, als ihre eigenen oder andere Kinder auf den Kakaopflanzungen ein-

zusetzen. Die Gründe, warum die Kakaobäuer*innen arm sind, sind struktureller Natur, weil das System auf Ausbeutung basiert. »Die Firmen sollten sich fragen, wie viel die Bäuer*innen für ihren Kakao bekommen müssten, damit sie davon leben könnten«, sagt Silvie Lang.

Selbstregulierung ist Sackgasse

Die Schokoladenfirmen, aber auch die Händler berufen sich oft darauf, dass der Weltmarkt den Kakaopreis bestimme. Dieses Argument greift aber zu kurz: Wer, wenn nicht sie, können entscheiden, wie viel sie für den Kakao bezahlen? Schliesslich können diese Player den Kakaopreis auch dann bezahlen, wenn der Weltmarktpreis einmal stark ansteigt.

Ghana und die Elfenbeinküste haben inzwischen fixe Mindestpreise eingeführt. So garantiert der Staat den Bauernfamilien eine minimale finanzielle Sicherheit und Preisstabilität. Doch auch dieser Mindestpreis reicht für die Bäuerinnen und Bauern nicht zum Leben und ist weit von einem existenzsichernden Einkommen entfernt. »Ich bin mir schon bewusst, dass das Problem komplex ist und nicht einzig über das Anheben des Rohkakaopreises gelöst werden kann, indem die Firmen zum Beispiel von heute auf morgen dreimal so viel für den Kakao bezahlen. Es gibt auch kulturelle Faktoren, die zu Kinderarbeit führen, und es muss verhindert werden, dass wegen der Anhebung des Preises plötzlich viel mehr Kakao auf immer mehr Fläche angebaut wird und es dadurch zu

Der Kakaoanbau ist für über 5,5 Millionen Bäuerinnen und Bauern in Entwicklungs- und Schwellenländern die Haupteinnahmequelle und sollte insgesamt den Lebensunterhalt von über 14 Millionen Menschen sichern. In den westafrikanischen Hauptanbaugebieten wird Kakao zu 90 Prozent in kleinbäuerlichen Betrieben angebaut, die weniger als fünf Hektaren umfassen. Der Kakaoanbau ist oft intransparent und es ist für Kleinbauern schwer abzuschätzen, wie viel ihr Produkt zum jeweiligen Zeitpunkt wirklich wert ist. Zwar werden in Ghana und der Elfenbeinküste die Preise vom Staat festgelegt, doch oft nutzen Zwischenhändler die Markttransparenz aus und bezahlen zu niedrigen Preisen. Viele Kakaobauernfamilien sind von einem existenzsichernden Einkommen weit entfernt und leben in Armut – oft deutlich unter der absoluten Armutsgrenze von 1,25 US-Dollar pro Tag.

» Die Gründe, warum die Kakaobäuer*innen arm sind, sind struktureller Natur, weil das System auf Ausbeutung basiert

Silvie Lang

einer noch massiveren Abholzung des Regenwalds kommt. Da sind entsprechende Begleitmassnahmen erforderlich.«

Die letzten 20 Jahren hätten deutlich gezeigt, dass die Selbstregulierung der Firmen nicht funktioniert. Deshalb müsse man jetzt regulatorische Massnahmen ergreifen, sagt Lang. »Das heisst jedoch nicht, dass die Firmen von ihrer Verantwortung entbunden werden sollen, selbst etwas zu unternehmen.

Mittlerweile fordern sogar viele Unternehmen eine rechtlich verbindliche Sorgfaltsprüfung im Bereich Menschenrechte und Umwelt auf EU-Ebene, nicht zuletzt deshalb, weil sie sich nicht mit 27 verschiedene Regelungen herumschlagen möchten. Und es liegt auch im Interesse jener Firmen, die bereits auf freiwilliger Ebene etwas für die Verbesserung der Lebensumstände der Kakaobäuer*innen unternommen und deshalb Geld in die Hand genommen haben«, sagt Silvie Lang von *Public Eye*. Natürlich brauche es Kontrollinstanzen, um die Einhaltung der Regeln zu prüfen, und die Möglichkeit für Personen, die zum Beispiel von Menschenrechtsverletzungen betroffen sind, auf Wiedergutmachung zu klagen.

Pionierhafte Impulse für einen nachhaltigen Umgang mit diesem Problem könnte von Initiativen wie der »Schokoladerevolution« von *Choba Choba* kommen. Die Schweizer Firma geht in ihrem Geschäftsmodell von der Frage aus, wie viel die Bäuer*innen eigentlich verdienen müssten, damit sie ein existenzsicherndes Einkommen haben. *Choba Choba* bezieht ihren Kakao aus Peru und beteiligt die Kakaobauern an ihrer Firma. Die *Choba Choba*-Kakaobauern sind Miteigentümer*innen der Schokoladenmarke. Damit verkaufen sie nicht mehr nur ihren Kakao, sondern ihre eigene Schokolade direkt an die Konsument*innen. Bis dieses Modell zum allgemeinen Standard in der Schokoladenproduktion wird, dürfte es aber wohl noch eine Weile dauern. publiceye.ch, <http://chobachoba.com> ◆

Milch & Honig



... spedieren wir kübelweise an Spitex Schweiz-Geschäftsführerin Marianne Pfister und an alle ihre Spitex-Kolleginnen und Kollegen. Keine Frage, in diesen gerade für alte Menschen schwierigen Coronazeiten leistet die Spitex in jedem Winkel der Schweiz ausserordentlich wichtige Arbeit. Die Spitex testet zum Beispiel im Kanton Uri Menschen auf Covid-19. Oder schenkt wie in der luzernischen Gemeinde Triengen mit dem »Zeitgeschenk« Zeit. Im Spitex Magazin betont Spitex-Leiterin Marianne Pfister, den Wert der Betreuung. »Beispielsweise lässt die Krise die Gesellschaft vielleicht besser begreifen, dass ältere Menschen nicht nur Pflege brauchen – sondern dass auch ihrer Betreuung Zeit eingeräumt werden muss, dass sie also auch sozialen Kontakt und Zwischenmenschlichkeit brauchen.«

Frösche & Heuschrecken



... schicken wir scharenweise an den Walliser SVP-Nationalrat Jean-Luc Addor. Der Politiker wurde neulich vom Kantonsgericht Wallis wegen Rassendiskriminierung schuldig gesprochen und bestätigte damit das Urteil des Bezirksgerichts von Sitten vom Mai 2017. Grund für die Anklage Addors war eine Schiesserei in einer St.Galler Moschee am 22. August 2014, bei der ein 51-jähriger Mann getötet wurde. Addor schrieb nur wenige Minuten nach der Schiesserei auf Twitter und Facebook: »Wir wollen mehr davon!«. Das Gericht wertet das als »Anstachelung zum Hass gegen eine Gruppe von Menschen aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit«. Ein Nationalrat, der eine derart feindselige Haltung gegenüber Muslime verbreitet, sollte nur eins: sein Mandat abgeben!



Wertvoller Beitrag der Religionsgemeinschaften

Angesichts dieser ungesunden Corona-Zeiten weist die *interreligiöse Arbeitsgemeinschaft der Schweiz* IRAS-COTIS auf eine dicke Lücke in der öffentlichen Wahrnehmung hin: »Während die Aufmerksamkeit in der aktuellen Situation vor allem Gesundheit und Wirtschaft gilt, findet die Bedeutung, die Religion für viele Menschen in dieser schwierigen Lage hat, wenig Beachtung. Dabei«, so heisst in

der Medienmitteilung weiter, »leisten die Religionsgemeinschaften durch soziale Unterstützung und Seelsorge einen wichtigen Beitrag zur Bewältigung der Krise«. Toni Bernet-Strahm, IRAS-Vize-Präsident, betont, »die neuen Wege, die die Religionsgemeinschaften in dieser Krise entdeckt haben, sollen wahrgenommen und von den politisch Verantwortlichen gewürdigt werden«.

Wolf Südbeck-Baur



Haus der Religionen 2019 mit grossem Defizit

Das Haus der Religionen in Bern sei sehr gut ausgelastet, erklärte die neue Geschäftsleiterin Karin Mykytjuk gegenüber dem reformierten Medienportal *ref.ch*. Man könnte sogar noch mehr Leute anstellen, so gross sei manchmal der Andrang. Doch es fehlt das Geld, berichtete kürzlich das *Berner Regionaljournal* von *Radio SRF*. Mykytjuk bestätigte denn auch, dass es im letzten Jahr zu einem »grossen Defizit« bei der Jahresrechnung 2019 gekommen sei. Die Ansprüche von aussen an das Haus würden schneller wachsen als die Finanzquellen, so die Begründung. Zudem würden Anschubfinan-

zierungen auslaufen »und mit den vielen Projekten sind die Kosten einfach höher als zu Anfangszeiten«, so die Geschäftsleiterin. In Sachen Geldbeschaffung wolle das Haus jetzt jedoch aktiver werden. »Wir wollen für alle erschwinglich sein«, sagt Karin Mykytjuk. Deshalb würden auch Stiftungen und die öffentliche Hand angefragt. Mykytjuk ist überzeugt, dass die Arbeit des Hauses wichtig sei. »Hier begegnen sich Religionen und Kulturen konkret, nicht nur theoretisch.« Das fördere den gesellschaftlichen Zusammenhalt und den Abbau von Vorurteilen.

www.haus-der-religionen.ch *ref.ch*



Geschlechterrollen in den verschiedenen Religionen

Mann und Frau in den Religionen

Die diesjährige Ringvorlesung des *Haus der Religionen* findet seit dem 3. März jeden Dienstag statt und setzt sich mit dem Umgang mit den Geschlechterrollen in den verschiedenen Religionen auseinander. Die Referenten berichten von Theorie und Praxis und richten dabei den Blick bei jedem Vortrag auf eine andere Religion. Das Fokusthema bleibt die Rolle von Frau und Mann in den Religionen und damit verbunden die Frage, was an der Unterscheidung der Menschheit in zwei Geschlechter theologisch und was kulturell geprägt ist. Welche Zuschreibungen und Gesetzgebungen finden sich in den heiligen Schrif-

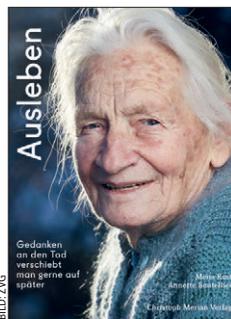
ten? Welche gesellschaftlichen Rollen werden Männern und Frauen in den Religionsgemeinschaften zugewiesen? Welche Fragen werden aktuell diskutiert? Gibt es in den Religionen Alternativen zum binären Modell der zwei Geschlechter? Welche Auswirkungen haben Geschlechterfragen auf Gottesvorstellungen – und umgekehrt? Die Vorträge wurden aufgrund der Corona-Krise teilweise online durchgeführt und können alle online nachgeschaut werden. Die Schlussveranstaltung findet am 26.5. um 18.30 Uhr im *Haus der Religionen* statt. www.haus-der-religionen.ch/ringvorlesung

Stephanie Weiss

Voll Weisheit und Witz

Über das Sterben sprechen die meisten Menschen nur ungern. Auch einige Protagonisten des Buchs »Ausleben«, das Mena Kost und Annette Boutellier herausgeben haben, wollen nicht darüber sprechen. Dennoch machen sie alle ihre Erfahrungen damit.

Die einen wünschen sich den Tod herbei, denn für sie ist er Erlösung. Andere hoffen, dass sie durch das Sterben zu Gott kommen. Noch einmal andere sehnen sich danach, ihre verstorbenen Angehörigen wiederzusehen. Manch einer will sich gar nicht vorstellen, wie der Tod ist, sondern einfach nicht mehr aufwachen. Was alle gemeinsam haben, sind spannende Lebensgeschichten, die vor allem auch jüngeren Menschen Mut machen wollen, das Leben so zu nehmen, wie es kommt. »Wer mit seinem Leben versöhnt ist, stirbt leichter«, sagt Kapuzinerpater Hesso Hössli aus Rapperswil. So geht das Sterben nicht nur alte Menschen etwas an, denn jeder wird

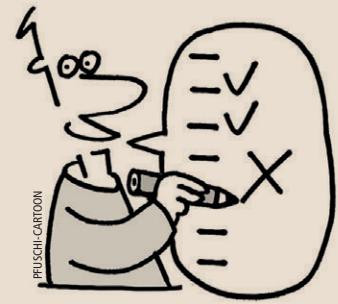


Mena Kost, Annette Boutellier
Ausleben
Gedanken an den Tod verschiebt man gern auf später
Christoph Merian
Verlag, 196 Seiten, 55 Abbildungen, Fr. 29,-

irgendwann mit dem Tod konfrontiert sein. Viele der Porträtierten haben schon früh Menschen in ihrem Umfeld verloren und konnten Strategien entwickeln, damit umzugehen.

Ein Buch voller gesättigter Erfahrung, Weisheit und Witz, das nicht nur Menschen, die ihrem Lebensende nahe sind, lesen sollten, sondern vor allem auch für jene geschrieben ist, die das Leben noch vor sich haben. »Ausleben« macht Hoffnung auf das Leben und darauf, was danach kommen wird.

Jacqueline Straub



► **SHE SAYS**, der Ladies-Brunch für den Gaumen und die Seele. Junge Frauen feiern mit regionalem Essen die Gemeinschaft untereinander. Jeder Brunch ist einem thematischen Schwerpunkt gewidmet. Eine Gästin erzählt aus ihrem Leben, beantwortet Fragen zu ihrer Perspektive auf das Leben oder bringt etwas zum Lernen mit. Der nächste Ladies-Brunch findet mit Kathrin Bolt, ref. Pfarrerin, Straubenzell, am 23. Mai ab 10.30 Uhr in der Wirkraumkirche in St. Gallen statt. wirkraumkirche.ch.

► **Im Land der Königin von Saba**. Das äthiopische Christentum – die älteste Form des schwarzafrikanischen Christentums – ist tief im Alten Testament verwurzelt: Seien es nun Speise- und Fastenvorschriften, Beschneidung und Heiligung des Sabbats oder die besondere Bedeutung der jüdischen Bundeslade, die nach äthiopischer Überlieferung vom gemeinsamen Sohn von König Salomon und der Königin von Saba ins äthiopische Aksum gebracht wurde. Die Veranstaltung findet unter der Leitung von Studienleiter Samuel Behloul am 8. Juni 2020 von 16.30 – 18.15 Uhr in der Universität Zürich an der Rämistrasse 71 statt. Anmeldung und aktuelle Informationen unter: ziid.ch.

► **Selbsttranszendenz, ein Anknüpfungspunkt für die Kirche?** Was ist es, das uns bis in unseren Kern berührt? Was reißt uns über die Grenzen unseres Selbst hinaus? Und warum erleben wir diese Momente als heilig? Hans Jonas, Soziologe und Philosoph, Niklaus Peter, Pfarrer am Zürcher Fraumünster referieren und profilierte Praktiker*innen berichten, wie sie an transzendente Erfahrungen im Yoga, Outdoor, im Sport und in erotischen Begegnungen anknüpfen. 22. Juni von 15.00 bis 17.00 Uhr im H50 am Hirschengraben 50, Zürich. bildungkirche.ch.

► ***aki classics** Konzertreihe von jungen talentierten Musiker*innen im aki. Ein Podium des individuellen musikalischen Ausdrucks und ein Ort der Begegnung, des Austauschs und der Inspiration. Sonntag, 28. Juni um 11.00 Uhr im aki am Hirschengraben 86, Zürich. aki-zh.ch.

► **Ranfter Retreat**. Es gibt viele Wege, um zu seiner Bestimmung zu finden. Bei den Ranfter Retreats stehen Gesang, Tanz, Gebete und Schweigen im Zentrum. Am 19. Juli findet von 11.00 – 16.30 Uhr das Retreat mit Impulsen aus der Sufi-Tradition unter der Leitung von Peter Hüseyin Cunz im zentrumRANFT in Flüeli-Ranft statt. zentrumranft.ch.



FOTO: ROMAN G. AGUIERA/ EPA-EFE/SHUTTERSTOCK

Hingabe

Wenn Sie dieses Bild anschauen, müssten Sie eigentlich ein Loch im Bild sehen, einen schwarzen Fleck. Auf unserer Netzhaut ist nämlich ein Loch, durch das die gesammelten Nervenbahnen die visuellen Informationen Richtung Gehirn schicken. Sie sehen keinen schwarzen Fleck? Ihr Gehirn füllt die Lücke aus und zeigt Ihnen eine Welt ohne Loch. Misstrauen Sie also ruhig ihrem Gehirn: Es ist permanent bemüht, Ihnen ein möglichst schlüssiges Modell der Welt zu liefern.

Auf dem Bild sehen wir ein Sofa vor einem Fenster, umrahmt von zwei Stehlampen. Die Aussicht wird an beiden Seiten von einem hellen Vorhang begrenzt. Ein Mädchen kniet auf dem Sofa, ein kleiner Junge steht im Ganzkörperpyjama mit einer lässigen Beinstellung in der Mitte des Sofa und lehnt sich über das Rückenpolster. Sie beide beobachten ein gigantisches Arbeitsschiff, das vor ihren Augen vorbeizieht. Es wird von Schleppern in oder aus dem Hafen von Santander manövriert. Vor dem Haus ist keine Natur zu sehen, im Hintergrund erkennen wir eine Reihe von Bergen und Hügeln, die im Dunst liegen. Dazwischen liegt Wasser. Auf dem Sofa fallen, neben einer Wolledecke, zwei rote Gegenstände ins Auge: ein Kissen und ein Schuh. Wäre der helle Vorhang aus rotem Samt, wäre die Theaterbühne perfekt. Für die Kinder ist es ein begrenzter Ausblick auf ein Aussen, das in Bewegung ist und täglich Bilder und Stimmungen liefert. Die beiden Kinder sind in Spanien durch ein striktes Ausgehverbot wochenlang in ihre Wohnung eingesperrt. Sie sehen aus dem Fenster und können beobachten, was auf dem Wasser vorüberzieht. Durch das geschlossene Fenster sind das tiefe Brummen, das ohrenbetäubende Hämmern der gigantisch grossen Dieselmotoren nur gedämpft zu hören. Auch das Röhren der Schiffssirenen, das Schreien der Seemöwen, die dem Schiff manchmal folgen.

Vom Schiff fällt unser Blick immer wieder zurück auf den kleinen Pyjamamann. Auf seine unnachahmliche Beinstellung, auf die Falte im Pyjama, auf sein linkes Ohr, auf seine ganze Hingabe an das, was er sieht.

Urs Schaub, Schriftsteller

In bester Erinnerung bleiben



Testament-Ratgeber

Bestellen Sie den *aufbruch*-Testamentratgeber gratis unter Tel. 076 317 09 69, Mail: abo@aufbruch.ch mit Angabe, ob Sie die digitale oder Print-Version des Ratgebers wünschen.

Eine Erbschaft für den guten Zweck ist in der Regel ganz einfach. Die häufigsten Fragen zum Thema beantwortet Ihnen unser Testamentratgeber. Hier finden Sie alle notwendigen Informationen zu den Möglichkeiten, Ihr persönliches Testament zu verfassen und dabei gemeinnützige Organisationen zu berücksichtigen.

aufbruch
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

SCHLUSSBLÜTE

» Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.

Immanuel Kant, Philosoph (1724–1804)

Impressum

aufbruch – UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT (www.aufbruch.ch)
Erscheint 6-mal jährlich; Auflage: 5000 Exemplare
Herausgeber: Förderkreis *aufbruch* – Zeitung für Religion und Gesellschaft (c/o Christian Urech a.I., Michael Maggi-Strasse 14, 8046 Zürich)
Ehrenherausgeber: Dr. Erwin Koller
Kooperation mit Publik-Forum, Postfach 2010, D-61 410 Oberursel, www.publik-forum.de

Redaktion: Wolf Südbeck-Baur (Basel), Dr. Stephanie Weiss (Therwil)

Redaktions-Adressen:

Redaktion Basel: Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 061 683 03 43, E-Mail: redaktion@aufbruch.ch; wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch; *Redaktion Therwil:* Vogesenstrasse 30, 4106 Therwil, E-Mail: stephanie.weiss@aufbruch.ch

Redaktionsteam: Mirjam Läubli, (Rafz), Darius N. Meier (Zürich), Gian Rudin (Zürich), Cristina Steinle (Basel), Jacqueline Straub (Luzern); Christian Urech (Zürich)

Layout: Barbara Blatter, AVD Goldach AG

Korrektorat: Christian Urech (Zürich)

Druck: Vogel-Druck, Leibnizstr. 5, D-97204 Höchberg

Inserate: Redaktion *aufbruch*, Wolf Südbeck-Baur, Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 079 582 89 88, E-Mail: wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch
Insertionsbedingungen unter www.aufbruch.ch,
Insertionsschluss nächste Ausgabe: **20. Juli 2020**

Abonnementspreise:

Schweiz: Jahresabo (6 Ausgaben) Fr. 96.–; Förderabo: Fr. 116.–; Kombiabo: Fr. 172.–; 2-Jahresabo normal: Fr. 176.–; 2-Jahresabo Förder: Fr. 216.– Einzelnummer: Fr. 14.–. Zahlungen über: *aufbruch* – Unabhängige Zeitschrift für Religion und Gesellschaft, Zürich, PC 60-17 861-0
Ausland: Jahresabo € 77.–; Förderabo € 97.–; Zahlungen in Deutschland über: Volksbank Dreiländereck EG, Freiburgerstr. 78, D-79576 Weil am Rhein. Kto-Nr. 23 22 307/Bankleitzahl: 683 900 00 (PSK Karlsruhe 340-97-75); Mehrfach-Abos: Ermässigte Tarife unter www.aufbruch.ch

Abonnemente und Adressänderungen:

aufbruch-Aboservice, c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78 (Do 16–18 Uhr), abo@aufbruch.ch

Redaktionsschluss nächste Ausgabe: 15. Juli 2020
sie erscheint am **5. August 2020**

aufbruch
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Bestelltalon

- Ich wünsche ein Probe-Exemplar von *aufbruch*
- Ich abonniere *aufbruch*:
 - Jahresabo Fr. 96.–
 - Förderabo Fr. 116.–
 - 2-Jahresabo normal Fr. 176.–
 - 2-Jahresabo Förder Fr. 216.–
- Ich abonniere das Kombi-Abo von *aufbruch* und Publik-Forum:
 - Jahresabonnement Fr. 172.–
 - (Studierende Fr. 120.–)

Absender: _____

Senden an: *aufbruch*-Aboservice,
c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil,
Tel. 079 628 25 78, donnerstags 16–18 Uhr,
E-Mail: abo@aufbruch.ch



Der Albtraum des Pontifex